



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Die Jesuiten**

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der  
Stiftung des Ordens bis jetzt

**Griesinger, Carl Theodor**

**Stuttgart, 1866**

3. Kap. Die Jesuiten des neunzehnten Jahrhunderts

**urn:nbn:de:hbz:466:1-11964**

Wollte der geistliche Fürstenthum, welche das Mittelalter beherrschte  
 auch über dem Zeitalter der Aufklärung das durch die französische  
 Revolution eingeleitet worden war, hindern! Das war die Absicht  
 des Papstes VII. am 7. August des Jahres 1814, als er die  
 1814 und die Gesellschaft Jesu nicht ist in dem ganzen Umfang  
 jubelte laut auf, denn sie vermehrte, der päpstliche Hof hat  
 von neuem ein goldenes Zeitalter für die Wissenschaften.

### Drittes Kapitel.

## Die Jesuiten des neunzehnten Jahrhunderts.

Man hätte glauben sollen, die europäischen Mächte und ins-  
 besondere die bourbonischen Höfe werden der päpstlichen Wiederher-  
 stellungsbulle vom 7. August 1814 wie Ein Mann entgegengetreten  
 sein, denn man mußte sich dort doch noch dessen erinnern, was  
 vierzig Jahre zuvor die gewaltsame Austreibung der Jesuiten noth-  
 wendig gemacht hatte; allein es kam gerade umgekehrt, und nicht  
 wenige der regierenden Könige und Fürsten begrüßten die Regene-  
 ration der Gesellschaft Jesu gleichsam als einen zweiten Ostermorgen,  
 als den Morgen des von den Todten auferstandenen Heilandes.  
 Nach dem Sturze Napoleons nehmlich kam eine Zeit der furcht-  
 barsten Reaction über ganz Europa und jedweder Souverain wett-  
 eiferte mit dem andern, wie die letzten Spuren der leidigen Revo-  
 lution von 1789, die letzten Spuren des darauf folgenden Kaiser-  
 reichs und der Umwälzungen, die es gebracht, zu verwischen seien.  
 Man fürchtete die liberalen Ideen, wie den lebendigen Teufel, denn  
 durch sie waren die Rechte der Throne, der Adelswelt und der  
 Geistlichkeit wankend geworden; man fürchtete sie, man haßte sie,  
 man wollte sie um jeden Preis unterdrücken und zwar so unter-  
 drücken, daß sie ganz und gar und für immer todt und begraben  
 seien. Warum hätte man also nicht jubeln sollen über das Wie-  
 dererscheinen der gesegneten Söhne Loyolas, welche sich als die  
 wahren Grundsäulen des bürgerlichen und kirchlichen Gehorsams

ankündigten, welche in Neapel, Sicilien und Rußland bewiesen hatten, daß sie ein Talisman sein gegen das revolutionäre Fieber und daß an ihrem festen Auftreten alle politisch-philosophische Neuerungsfucht zerschellte, wie das Heer der Perser an der Phalanx der Spartaner in der berühmten Schlacht bei Thermopila? „Ja gewiß“ — so dachte ein nicht geringer Theil der regierenden Herren — „es gibt kein besseres Mittel zu unserer Selbsterhaltung, als wenn wir den Söhnen Loyolas unsere Vertheidigung anvertrauen,“ und da nun die Höflinge nebst dem Adel stets das Echo der regierenden Herren sind, so brachten sie dem Jesuitismus, als dem Stützpunkt des Königthums, ebenfalls ihre devotesten Huldigungen dar.

Freilich hätten denn doch bei den europäischen Machthabern einige Zweifel an der Richtigkeit dieser Anschauungsweise erwachsen sollen, als sie nur ganz wenige Jahre später das eigenthümliche Schauspiel erleben mußten, daß Kaiser Alexander, der sich im Anfang seiner Regierung den Söhnen Loyolas so hold erzeigt hatte, als sein Vater Paul, diese Patres ihrer gefährlichen Umtriebe halber durch einen Ukas vom 20. Dez. 1816 zunächst aus Petersburg und Moskau verwies, sowie daß dann etwas später (13. März 1820) ein weiterer Ukas desselben Kaisers die Societät Jesu wegen Proselytenmacherei, Habsucht, Ungehorsam und grober Verletzung des Gastrechts für immer aus der ganzen russischen Monarchie, also auch aus dem russischen Polen, vertrieb. „Die heilige Verpflichtung“ — heißt es unter anderem in diesem kaiserlichen Ukas — „für die Erziehung der Jugend ihrer Confession wurde ihnen (d. i. den Jesuiten) übertragen, damit sie den Verstand durch die Wissenschaft, das Herz durch die Religion aufklären sollten. Sie aber mißbrauchten dieses Vertrauen und verführten ihre unerfahrenen Zöglinge. Selbst einer heilsamen Duldung genießend pflanzten sie in die von ihnen bethörten Gemüther eine harte Unduldsamkeit. Die Schutzwehr der Staaten, Anhänglichkeit an den Glauben der Väter, bemühten sie sich umzustürzen und so das Familienglück zu untergraben, indem sie eine verderbliche Denkverschiedenheit erregten. So sind denn überhaupt alle Bestrebungen der Jesuiten nur ihren eigenen Vortheilen, nur der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewissen findet bei jeder widersetz-

lichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Statuten.“ Also schildert die Söhne Loyolas der wohl überlegte Ukas des Kaisers Alexander und gewiß wird es keine wahrere und zugleich leidenschaftsloserere Schilderung von ihnen geben. Auch blieb diese Anschauungsweise des Jesuitismus von dort an in Rußland stabil und nie bis dato gelang es seinen Anhängern einen Widerruf oder auch nur eine Milderung desselben zu Stande zu bringen, denn das Cabinet von St. Petersburg hat gute Staatsmänner, welche in allen Dingen klar sehen und sich weder durch Schmeichel- noch durch Verstellungskünste von einem aus reiflicher Ueberlegung gefaßten Entschlusse abbringen lassen.

Das Verfahren der russischen Regierung war ein äußerst offenes, klar motivirtes und eben deswegen bekam sie auch die ganze gebildete Welt auf ihre Seite. An den übrigen Regierungen Europas aber ging dieses Verfahren so zu sagen spurlos vorüber, denn dieselben hatten sich, als der russische Ukas vom 13. März 1820 erschien, den Söhnen Loyolas bereits mit Leib und Seele ergeben und ihre Befangenheit war daher allzugroß, als daß sie den Ukas auch nur geprüft hätten. Vor allem huldigte Italien dem wiederhergestellten Orden und selbstverständlich händigte Pius VII., der große restituirende Pabst, der doch der ganzen Welt mit gutem Beispiele vorangehen mußte, demselben sofort in Rom die früher unter Clemens XIV. genommenen Paläste und Güter, so weit sie noch nicht in Privathände übergegangen waren, wieder ein. So namentlich das Collegium Romanum und etwas später das deutsche Collegium (Collegium germanicum), nebst verschiedenen Kirchen und sonstigen Besitzthümern, ein großartiges Gebäude zu einem Noviciat auch nicht zu vergessen. In Folge dessen, und weil auch die nachfolgenden Päbste Leo XII. (1823—29), Pius VIII. (1829—30), Gregor XVI. (1830—46) nebst dem jetzt noch regierenden Pius IX. \*) die Söhne Loyolas äußerst begünstigten,

\*) Pius IX. nahm bekanntlich unmittelbar nach seiner Thronbesteigung einen stark liberalen Anlauf; allein von dieser „Verrücktheit“ wußten ihn die Söhne Loyola's bald gründlich zu heilen und seit dieser Zeit befindet sich, wie der Cardinal d'Andrea ausdrücklich erst vor kurzem öffentlich bezeugte, der heilige Vater ganz in den Händen der genannten Patres. Pius besucht sie auch

mehrten sich diese sowohl in Rom, als im Kirchenstaat ganz außerordentlich und man mußte zum Beispiel, was Rom anbelangt, schon anno 1829 außerhalb den Stadtmauern einen Platz für ihr Unterkommen suchen. Im jetzigen Augenblicke aber sind's ihrer mehr als je früher zu ihren glänzendsten Zeiten, und ihr gegenwärtiger General \*) darf sich mit Stolz rühmen, daß noch keiner seiner Vorgänger einen größeren Einfluß auf das Oberhaupt der Christenheit ausgeübt hat, als er. Uebrigens nicht bloß in Rom und im Kirchenstaate nahm die Gesellschaft Jesu sofort nach ihrer Wiederherstellung einen großartigen Aufschwung, sondern auch in den andern Provinzen dieses damals noch gänzlich zerstückelten Landes, wie namentlich in Genua, Modena, Parma, Ferrara und Verona, wo ihnen hinlänglich Gelegenheit und Mittel geboten wurden, Noviciate und Erziehungshäuser von großer Ausdehnung zu gründen. Noch herrlicher blühte ihr Weizen in Neapel, denn dort ertheilte ihnen ihr großer Beschirmer König Ferdinand sogar das Recht, ausschließlich die Erziehung der adeligen Jugend zu lei-

sehr oft in ihrem Professhaus oder auch in ihren Collegien und hat schon mehrmals den Ausdruck gethan, daß sie in gegenwärtigen bösen Tagen die einzigen Stützen des wahren Glaubens seien. Auch wird notorisch keine wichtigere Regierungsmaßregel beschlossen, ohne daß der Pabst vorher seinen geliebten Pater Beckr, den gegenwärtigen General des Ordens, zu Rathe gezogen hätte, und es ist, um nur eines anzuführen, die vor kurzem erlassene Encyclica des Pabstes, worin er über alle Ideen der Neuzeit den Stab bricht und die Menschheit wieder zur Finsterniß des Mittelalters zurückführen möchte, rein das Werk der Jesuiten.

\*) Was die neueren Jesuitengeneräle anbelangt, so folgte auf den Pater Gabriel Gruber, von dem ich schon gesprochen, anno 1814 ein Pole, der Pater Thadäus Brzozowski, auf diesen anno 1820 ein Italiener, der Pater Ludwig Fortis, dann anno 1829 der Pater Johann Philipp van Roothaan, gebürtig aus Amsterdam, ein zweiter Claudio Aquaviva, was den Verstand und die Thätigkeit anbelangt, und endlich anno 1853 der jetzige General, Johann Peter Beckr, ein geborner Belgier, der jetzt im Jahre 1865 gerade 70 Jahre zählt. Er erblickte nehmlich am 8. Febr. 1795 in einem Dorfe bei Mecheln das Licht der Welt, trat dann am 29. Oct. 1819 in die Gesellschaft Jesu ein, wurde sofort Beichtvater des neubekehrten Herzogspaares von Köthen, erhielt darauf die Rectorsstelle am Collegium zu Löwen, rückte nachher zum Provincial von Oestreich vor, und ward im Herbst 1853 zum General des Ordens erwählt.

ten, damit diese nicht etwa von andern Lehrern mit den gräßlichen Ideen der Neuzeit bekannt gemacht würde, und die guten Söhne Loyolas errichteten sofort ein Adelslyceum, welches natürlich, da es eine Art Bannmühle war, eine außerordentlich zahlreiche Kundenschaft erhielt. Kurz in ganz Italien mit Ausnahme von Sardinien und Piemont, wo man sie zwar duldet, aber nicht förmlich einführt, spielten sie nach wenigen Jahren schon dieselbe Rolle, welche sie vor ihrer Aufhebung daselbst gespielt hatten, und man wäre oft fast versucht gewesen zu glauben, die Zeit von 1773 bis 1814 sei spurlos an ihnen vorübergegangen.

Noch weit größere Gunst, wie in Italien, widerfuhr den Söhnen Loyolas in Spanien, denn ein Regent wie Ferdinand VII., ein meineidiger Tyrann, wie es wenige gab, mußte nothwendigerweise ein inniger Jesuitenfreund sein. Sobald derselbe daher anno 1814 nach dem Sturze Napoleons siegreich in Madrid wieder eingezogen war, erließ er ein Edict, welches nicht bloß die Mönchsorden im allgemeinen nebst der Inquisition und Folter wiederherstellte, sondern welches auch insbesondere die vom Pabst restituirte Gesellschaft Jesu wieder in's Land rief, und diesem Edicte folgte dann am 29. Mai 1815 ein weiteres, durch das jene Gesellschaft in den Besitz aller ihr seit 1767 entzogenen Rechte und Güter wieder eingesetzt wurde. Das war mehr, als irgendwo sonst in der Welt für die Söhne Loyolas gethan wurde, allein dafür erwartete auch König Ferdinand und seine Camarilla Großartiges von ihnen; respective er erwartete von ihnen, daß sie die aus Frankreich herübergekommenen liberalen Ideen mit Stumpf und Styl auszodeten, daß sie dem Zeitgeist Halt geböten und aus Spanien das auf's absolute regierte Reich auf dem ganzen Erdboden machten. In der That entsprachen die Jesuiten den in sie gesetzten Erwartungen vollkommen und es kam nun eine Zeit der Nacht über das schöne Land, welche nicht finsterner hätte sein können; aber endlich wurden die schwergequälten Unterthanen der ewigen Gefängnißstrafen, Vermögensconfiscationen, Verbannungen und Hinrichtungen müde und es entstand sofort anno 1820 ein allgemeiner Volksaufstand, in Folge dessen eine freisinnige Verfassung eingeführt werden mußte. Nun hatte es natürlich mit der Jesuitenwirthschaft auf einmal ein Ende und die Söhne Loyolas mußten sämmtlich das Königreich

räumen. Doch siehe da, die freisinnige Verfassung, welche sich Spanien gegeben, gefiel den übrigen Gewalthabern Europas, welche darin eine Gefährdung des absolutistischen Princips auch in ihren Monarchien erblickten, ganz und gar nicht und somit schickte Frankreich eine Armee über die Pyrenäen, um die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Es gelang und mit der alten Ordnung kehrten natürlich auch die Jesuiten wieder, die sich nun fester als je einnisteten. Zehn Jahre vergingen so, da starb Ferdinand VII. am 29. Sept. 1833 und sofort entstand über der Thronfolge ein Bürgerkrieg, der volle siebenzehn Jahre lang das arme Land zerrüttete. Der eine der Throncandidaten war Don Carlos, der Bruder des verstorbenen Königs, der andere hieß Donna Isabella, die Tochter Ferdinands VII., welcher zu Lieb letzterer das sogenannte Salische Gesetz des bourbonischen Hauses — dieses Gesetz schloß die Töchter auf so lange von der Thronfolge aus, als noch männliche Prinzen lebten — aufgehoben hatte. Weil sich aber mit Don Carlos die gesammte pfäffisch-absolutistische Parthei vereinigte, sah sich Donna Isabella, oder vielmehr ihre Vormünderin und Mutter, die Regentin Maria Christina genöthigt, dem Liberalismus die Arme zu öffnen, und somit ward Spanien anno 1835 abermals mit einer freisinnigen Constitution beglückt, welche dem Jesuitenorden zum dritten Male die Thüre wies. So wechselte sein Schicksal hin und wieder und anno 1840, als die Carlisten vollständig geschlagen waren, schien es, als ob die Söhne Loyolas das Terrain von Spanien für immer gänzlich verloren hätten. Ihre Wirksamkeit hörte deswegen aber doch nie ganz auf, und namentlich behielten sie auch ihre Erziehungshäuser bei, aber freilich nicht unter eigenem Namen, sondern bald unter diesem, bald unter jenem fremden.

Eine äußerst fruchtbare Waide hatte in früheren Zeiten die Gesellschaft Jesu in Deutschland, besonders in Oesterreich und Bayern, gefunden und da man hier, wie wir gesehen haben, nur sehr ungern in die Aufhebung derselben willigte, so ließ sich wohl zum voraus erwarten, daß ihre Wiederherstellung mit Freuden werde begrüßt werden. Allein dem war doch nicht ganz so, denn seit dem Tode von Maria Theresia war hier manches anders geworden und der Geist der Neuzeit hatte hie und da selbst in Regionen Platz gegriffen, wo man solches nicht erwartet haben würde.

So kam unter anderem anno 1793 der merkwürdige Fall vor, daß — als der Kurtrierische Minister Duminique im Namen seines Herrn und Regenten den Erzherzog Maximilian Franz, den jüngsten Sohn der Maria Theresia, welcher das Kurfürstenthum Köln und den Bischofsitz von Münster inne hatte, schriftlich einlud, gleich andern deutschen Bischöfen und Prälaten sich für die Wiederherstellung des Jesuitenordens zu verwenden, dieweil derselbe das wirksamste Bollwerk gegen den auch in Deutschland immer weiter um sich greifenden revolutionären Geist und zugleich gegen die immer höher steigende Irrreligiosität sei — daß, sage ich, besagter Erzherzog Maximilian Franz nicht bloß die erbetene Mitwirkung sofort ablehnte, sondern daß er auch diese seine Ablehnung mit Gründen motivirte, welche den Söhnen Loyolas wie lauter Wehrmuth und Galläpfel schmecken mußten. „Sie (die Söhne Loyolas nehmlich) — heißt es in dem vom 29. Novbr. 1793 datirten Schreiben — sie haben sich allzusehr in Hof- und Staatsintriguen gemischt, als daß man ihnen nicht das Streben nach Alleinherrschaft mit Recht hätte vorwerfen müssen. Sie kosteten Königen zwar nicht auf dem Schaffott, wohl aber meuchelmörderischer Weise das Leben, und waren dem gemeinen Besten jedenfalls eben so schädlich als die Gesellschaft der Illuminaten, welche die Mordscenen in Paris mit hervorriefen. Sie beraubten die Staaten ihrer fähigsten Jünglinge, welche sie von Jugend auf in ihre Institute verlockten, und verschafften sich durch ihre Alleindirection der Studien in katholischen Ländern einen un- und übermäßigen Einfluß auf alle Opinionsen. Sie hatten alle Ressorts auf den Menschen zu wirken in Händen, und Geld, Protektion, Beichtväterstühle und anderes stand ihnen reichlich zu Gebot. Sie konnten also zum Guten wirken, wenn sie wollten, aber sie wirkten nach dem Wink ihrer Oberen nur zu ihrem eigenen Vortheil, nur zur Vergrößerung ihrer selbst, ohne das Wohl der Menschheit irgend zu berücksichtigen, und ich kann daher unmöglich die Ueberzeugung gewinnen, daß die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu irgend welchen Nutzen bringen könnte.“ So schrieb der Erzherzog Maximilian Franz und wie er dachten noch gar viele hochgestellte Personen sowohl unter den Geistlichen als unter den Laien, von den Gebildeten der mittleren Klassen gar nicht zu reden. Darum nahm auch die österreichische Regierung



Anstand, die Bulle »Sollicitudo omnium ecclesiarum,« so wie es der Pabst verlangte, ohne weiteres in seinen Landen zu verkünden, denn man hatte damals, anno 1814 und 1815, ziemliche Ursache die Unterthanen nicht geradezu vor den Kopf zu stoßen, und da Bayerns Regent, König Maximilian Joseph, ganz von denselben Beweggründen geleitet wurde, so versagte auch er der Gesellschaft Jesu die gesetzliche Aufnahme, obwohl er persönlich — so wie auch Kaiser Franz I. von Oesterreich — den Söhnen Loyolas durchaus nicht feindselig gesinnt war. An einem Ausweg dagegen hatten die beiden Regierungen lediglich nichts auszusehen, an dem Ausweg nehmlich, statt den Jesuiten die Redemptoristen zuzulassen, indem sie sich stellten, als ob sie nicht wüßten, daß beides — Jesuit und Redemptorist — sozusagen ein und dasselbe bedeute, als ob sie nicht wüßten, daß die Redemptoristen oder Liguorianer, wie man sie auch nach ihrem Stifter nannte, überall, wo die Jesuiten „als solche“ nicht geduldet wurden, diesen den Weg bahnten und auf so lange vollkommen ihre Stelle vertraten, bis dieselben wieder mit offenem Bistire als Söhne Loyolas ihren Einzug halten konnten.\*)

\*) Alfonso Maria de Liguori, ein sehr eifriges Mitglied der Glaubenspropaganda in Neapel, stiftete anno 1732 mit Genehmigung des Pabstes Clemens XII. in der Einsiedelei St. Maria zu Villa Scala eine Bruderschaft, deren Mitglieder sich zum Unterricht der Jugend, zur Verbreitung des wahren katholischen Glaubens und besonders zum Dienste des Pabstes verpflichteten, in welchem sie den verkörperten Willen Gottes verehrten. Ihre Zwecke waren also die nehmlichen, wie die der Jesuiten, und auch der Name bedeutete dasselbe, denn sie nannten sich „Brüder vom heiligen Erlöser“ (santo redentore); nur lebten sie nicht als ungebundene Weltgeistliche, sondern in klösterlicher Gemeinschaft und darin bestand eigentlich ihr ganzer Unterschied vom Jesuitismus. Man betrachtete sie daher von Anfang an nur als eine Abzweigung des Ordens Jesu oder wenn man so will als einen jüngeren Bruder, der zwar zur Familie gehört und alles thun muß, was diese von ihm haben will, der aber selbst keine Rechte hat und ohne Aussicht ist, etwas vom Erbe zu bekommen. Unter solchen Umständen blieb der neue Orden längere Zeit ganz und gar bedeutungslos und fand nur sehr wenige Anhänger, selbst dann als der Jesuitenorden bereits aufgehoben war. Wie aber Pabst Pius den letzteren wiederherstellte und verschiedene Staaten Anstand nahmen, ihn einzuführen, da fiel es den Söhnen Loyola's ein, ob sie nicht unter der Maske des bisher so gering geachteten jüngeren Bruders reißsiren könnten, und diesen Einfall fanden sie so probat, daß sie ihn alsbald in Ausföhrung brachten.

Die Redemptoristen wurden also in Oesterreich zugelassen und erhielten z. B. anno 1820 in Wien den oberen Passauerhof mit der Kirche zu Maria Stiegen angewiesen. Von da aus verbreiteten sie sich dann über alle Provinzen des Kaiserstaates und selbst weit über diese hinaus nach Bayern, wo sie in dem berühmten Wallfahrtsort Altötting die erste Niederlassung gründeten. Nachdem sie sich jedoch gehörig verbreitet und einen tüchtigen Anfang erworben hatten, hielten sie es für besser, die Maske abzuwerfen, und sie erklärten sofort ihre Erziehungsanstalten in Lemberg, Innsbruck und anderen Städten für das, was sie waren, für jesuitische Collegien. Die Regierung schwieg dazu, mit andern Worten, sie duldete das offene Auftreten der Söhne Loyolas und diese nahmen sich in Folge dessen immer mehr Freiheiten heraus. Auch verbreiteten sie sich bis in's Rheinpreussische und errichteten z. B. in Coblenz ein viel besuchtes Collegium, ohne daß die Regierung ihnen das Handwerk gelegt hätte. Kurz die Gesellschaft Jesu war eben im besten Zug, jeden anno 1773 verlorenen Posten nach dem andern wieder zu erobern, da erschien das fatale Jahr 1848 und dieses machte sofort ihrem Dasein ein schnelles Ende. Doch, wie uns allen noch gut im Gedächtniß sein wird, nicht auf lange; denn schon anno 1849 begann jener eigenthümliche Umschlag oder Umschwung, der immer auf großartig erregte Zeiten zu folgen pflegt, und statt der freisinnigen Märzministerien kamen in Folge der Abspannung und Ermüdung der Völker die Männer der Reaction und des Rückschritts an's Ruder. Das war Wasser auf die Mühle der Söhne Loyolas! Jetzt konnten sie sich beim Volke wieder hervorthun und als die ersten Bekämpfer des Umsturzes geltend machen! Jetzt konnten sie den Fürsten wieder zurufen: „wir allein sind die Grundsäulen der Monarchie und nur wenn ihr euch auf uns verlaßt, nur wenn ihr uns machen laßt, könnt ihr euer Haupt ohne Sorge vor der Revolution sicher niederlegen!“ Und was war nun die Folge von diesen schrecklichen Reactionsjahren? Keine andere, als daß nun der Orden Jesu offen von Oesterreich wieder anerkannt — daß ihm Erlaubniß gegeben wurde, überall im ganzen Kaiserstaate Erziehungsanstalten zu errichten und daß er, wie man sich wohl denken kann, von dieser Erlaubniß den umfassendsten Gebrauch machte. Im übrigen katholischen Deutschland jedoch konnten

die Söhne Loyolas ihre förmliche officielle Anerkennung auch jetzt noch nicht durchsetzen und sie mußten daher fortfahren im Stillen oder unter der Firma der Redemptoristen zu wirken.

So ziemlich ähnlich wie in Bayern und in den Rheinprovinzen gestaltete sich das Schicksal der Gesellschaft Jesu nach ihrer päpstlichen Wiederherstellung in Frankreich, denn obwohl dieselbe der bestimmtesten Ueberzeugung war, daß Ludwig XVIII., der Wiederhersteller der bourbonischen Dynastie nach dem Sturze Napoleons, nichts Eiligeres zu thun haben werde, als das Edict Ludwigs XV. vom November 1764 zu widerrufen, so hatte dieser Monarch doch Klugheit genug, einzusehen, daß er die öffentliche Meinung geradezu vor den Kopf stoßen würde, wenn er einen solchen Schritt thäte. Somit blieben die Söhne Loyola's aus Frankreich, wenigstens dem Namen nach, ausgeschlossen und selbst die Bemühungen von „Monsieur“, dem Bruder des Königs, der später als Karl X. den Thron bestieg, hatten nicht die Wirkung, den achtzehnten Ludwig gefügiger zu machen. Freilich kostete ihn diese fortgesetzte Weigerung viele Ueberwindung, besonders auch weil der Pavillon Morfan, wo die Ultraroyalisten in Verbindung mit den Exjesuiten ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, die Frechheit hatte, ihn öffentlich als einen Zögling des schändlichen Voltaire auszuschreien; allein seine Minister riefen es ihm tagtäglich in's Gedächtniß, daß die Wiedereinsetzung des bei der großen Mehrheit des französischen Volks so sehr verhassten Ordens ohne Zweifel dieselben politischen Bewegungen zur Folge haben würde, wie die, welche den Thron der Lilien schon einmal umgestürzt hatten, und da der schlaue Monarch um jeden Preis in der Königsgruft von St. Denis begraben werden wollte, so kam man sich denken, daß er bis an's Ende seiner Regierung anno 1824 in diesem Punkte unerbittlich blieb. Ganz verfeinden jedoch mochte er sich mit den Söhnen Loyolas auch nicht und somit gab er ihnen dieselbe Existenz-Erlaubniß, welche sie sich gleich im Anfang, nach dem Jahre 1814, in Oesterreich errungen hatten, nämlich die, unter einem andern Namen und in einem andern (obwohl sehr ähnlichen) Gewande ihren altgewohnten Wirkungskreis wieder zu beginnen. Sie hießen sich also von nun an für Frankreich »Pères de la Foi«, das ist „Väter des wahren Glaubens“ und siehe da, in

wenigen Jahren hatten sie es bereits wieder zu großer Macht und zu großem Reichthum gebracht. Freilich ohne Kämpfe und Widerwärtigkeiten aller Art gelang dieß nicht, denn der Abgeordneten-kammer war das Wiedererscheinen der schwarzen Cohorte ein schwerer Stein des Anstoßes und sie protestirte daher mit allen gesetzlichen Mitteln gegen dieselbe; allein auf alle diese Klagen, Protestationen und Monitorien erwiderten die Minister Ludwigs XVIII. in wegwerfendem Tone: „es gibt keine Jesuiten in Frankreich“ und dieselbe zweideutige Sprache führte auch der Monarch selbst. Es genirte jedoch natürlich die Söhne Loyola's immer gewaltig, daß sie nicht offen und ungeschweht als das, was sie waren, auftreten konnten, und überdem wurde ihre Wirksamkeit schon dadurch vielfach gelähmt, daß ihre Verbindung mit den übrigen Jesuiten in der Welt, insbesondere die mit ihrem General zu Rom immer eine heimliche, vor der Welt abgeläugnete sein mußte, und so verfehlten sie nicht, nach der Thronbesteigung Karls X., ihres großen Gönners und Freundes, das Visir etwas mehr oder vielmehr so sehr zu lüsten, daß kein Mensch mehr darüber im Zweifel sein konnte, wer in dem Gewande der Glaubensväter stecke. Da sie organisirten ihre vielen Collegien und Seminarien zu einem förmlichen Verbands, als dessen Haupt sie den Jesuitengeneral zu Rom erklärten, und ihr Vorsteher oder Praepositus scheute sich nicht, jede Aufnahme zum Noviziat kühn und öffentlich als: „Provinzial der Gesellschaft Jesu in der Provinz Gallien“ zu unterzeichnen. Solches geschah vom Jahr 1826 an und interpellirt in der Deputirtenkammer mußten die Minister zugestehen, daß die Gesellschaft Jesu auf dem französischen Boden factisch existire und zwar mit Erlaubniß der Regierung factisch existire. Da aber erhob sich unter der Mehrzahl der Gebildeten ein Sturm des Unwillens und der höchste Gerichtshof des Königreichs ergriff sofort die Gelegenheit, um zu erklären, daß nach den in Frankreich zu Recht bestehenden Gesetzen die Gesellschaft Jesu weder unter diesem noch unter einem andern Namen zu existiren befugt sei, so wie auch, daß ihre etwa beabsichtigte Wiederherstellung mit der constitutionellen Charte, welche der König und die Minister beschworen, im vollkommensten Widerspruch stehe. Die Folge hievon war, daß anno 1828 die jesuitischen Collegien und Schulen zu St. Acheul

bei Amiens, zu St. Anne in der Bretagne, zu Dole im Jura, zu Montmorillon im Departement Bienne, zu Bordeaux, zu Aix, zu Fortcalquier und zu Villon, zusammen mit über 3500 Zöglingen aufgehoben werden mußten, und es gelang der Regierung, die sich der Sache der Jesuiten mit aller Gewalt annahm, nur mit vieler Mühe, die Seminarien von Montrouge und St. Acheul vor den Thoren von Paris, nebst einigen hundert anderer zu retten. Nun drangen aber die Söhne Loyola's in ihren folgamen Zögling, den König Karl X., sich solche „Vergewaltigung“ von Seiten des Richterstandes und der Abgeordneten nicht mehr gefallen zu lassen, sondern lieber die Charte und Constitution umzustürzen, damit die alte absolute Monarchie mit der Herrschaft des Ordens Jesu wie unter Ludwig XIV. wieder erstehen könne, und der schwache Monarch ließ sich wirklich dazu herbei, ein solch' thörichtes Beginnen zu wagen. Sofort trat im August 1829 der Fürst Polignac, der engste Verbündete der Jesuiten, an die Spitze der Regierung und damit begann eine Zeit der Reaction, wie man sie sich nicht niederträchtiger, gewaltsamer und blutdürstiger denken kann. Darüber jubelten die Söhne Loyola's und sie vermeinten schon gewonnen Spiel zu haben. Allein plötzlich, am 27. und 28. Juli 1830, erhob sich das Volk von Paris und sein gewaltiger Ruck machte, daß die Monarchie der Bourbonen wie ein Kartenhaus zusammenstürzte. Karl X. mußte einem Verbrecher gleich nach England entfliehen und von dem Tage seiner Flucht an hatte es mit der Gesellschaft Jesu ein Ende, denn die aus der Julirevolution hervorgegangene Regierung verbannte dieselbe auf ewige Zeiten vom französischen Boden. Längere Zeit hörte man nun nichts mehr von den Söhnen Loyola's in Frankreich und man war versucht zu glauben, sie hätten das Feld für immer geräumt. So verhielt es sich aber in Wahrheit doch nicht, sondern sie hüllten sich vielmehr nur in eine dichte Maske, um, wenn ihre Zeit käme, schnellstens auf dem Platze zu sein und sich des Terrains abermals zu bemächtigen. Und sie kam, diese Zeit; sie kam mit dem Sturze Louis Philipps und mit der Thronbesteigung Napoleons III., denn er bedurfte der Priesterschaft, um sich seinen neugebackenen, oder wenn man so lieber will seinen neu aufgewärmten Kaiserthron zu sichern, und mit der wachsenden Macht der katholischen Priester-

schaft hielt natürlich der Einfluß der Söhne Loyola's gleichen Schritt. Freilich, von einer formellen und öffentlichen Wiedereinführung der Gesellschaft Jesu handelte es sich auch diesmal nicht und alles was deren Mitglieder erlangen konnten, war Duldung; aber diese Duldung wurde eine so unumwundene, daß die Loyoliten bald es gar nicht mehr für nöthig fanden, unter einem fremden Namen oder sonst einem Deckmantel aufzutreten. Sie verbreiteten sich also von neuem über ganz Frankreich und schon nach einem Jahrzehnt der Napoleonischen Regierung gab es kein Departement mehr, in welchem sie sich nicht des Hauptunterrichts bemächtigt oder doch wenigstens Erziehungshäuser gegründet hätten. Auch wurden sie diese ganze Zeit über von Niemanden angegriffen, ohne Zweifel, weil man es dem absoluten Willen des Kaisers Napoleon gegenüber nicht wagte, und so kam ihnen das alte Sprüchwort zu gut: „Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter.“ In ganz neuester Zeit aber scheint doch eine Bewegung gegen sie entstehen zu wollen, indem dem Senate eine von den ersten Notabilitäten des Landes und besonders den Universitätsprofessoren äußerst zahlreich unterschriebene Bittschrift überreicht wurde, welche verlangt, daß man in Beziehung auf die Jesuiten zu den gesetzlichen Bestimmungen zurückkehre. Das ist aber ins Deutsche übersetzt, nichts anderes, als das Verlangen, daß die Regierung den gesetzlich verbotenen Jesuitenorden nicht mehr länger dulde, sondern ihn sofort unterdrücke und verbiete. Und warum verlangen dieß die Bittsteller? Nun ihre Sprache ist deutlich genug, indem sie sich unter anderem wörtlich so ausdrücken: „Die Jesuiten betreiben mit einem für die Familien wenig Trost erweckenden Erfolg die Erbeutung der Erbschaften, so daß wir gegenwärtig in Frankreich das Schauspiel einer Gesellschaft haben, die dem Staat wie dem Einzelnen schädlich, die unsern Einrichtungen feindlich und zugleich gefährlich ist durch ihre Lehren — einer Gesellschaft, welche, verdammt durch unsere Gesetze, gedeiht und sich vermehrt unter der Duldung der Verwaltung.“

Ganz anders als die bisher genannten katholischen Höfe benahm sich der Hof von Portugal gegenüber der Bulle: »Solicitude omnium ecclesiarum,« denn derselbe weigerte sich nicht nur, dieselbe in Portugal und Brasilien verlesen zu lassen, sondern

kündigte sogar den sämtlichen Cabineten Europa's eine förmliche Protestation gegen sie an. „Es habe,“ erklärte der Regent Johann VI., „bei der Verordnung vom 3. Sept. 1759, welche die Jesuiten aus dem Lande wies, sein Bewenden und dieß dürfe auch in alle Ewigkeit nicht anders werden, indem sonst für ihn und die Königsfamilie sowie für seine Lande und Unterthanen dieselben schlimmen Tage wieder erwachsen würden, welche das Reich schon einmal an den Rand des Abgrundes gebracht hätten.“ Wohl drängte der Pabst mit aller Macht auf den Monarchen ein, um ihn anderen Sinnes zu machen, und es ward sogar zu diesem Zwecke ein eigener Nuntius nach Lissabon und Rio-Janeiro abgeordnet; allein der Einfluß Englands und besonders des Marschalls Beresford war zu mächtig, als daß dieß etwas gefruchtet hätte, und so blieben die Söhne Loyola's während seiner ganzen Regierungszeit, also bis 1825, aus dem Reiche ausgeschlossen. Eben so wenig Gnade fanden sie bei seiner Enkelin und Nachfolgerin, der Donna Maria da Gloria, der Tochter des Kaisers Don Pedro von Brasilien, und wenn auch ihr Oheim, der wahnsinnige Don Miguel, dem es glückte, sie auf kurze Zeit ihres Thrones zu berauben, durch ein Decret vom 30. August 1832 die Gesellschaft Jesu — wiewohl ohne Anspruch auf ihre früher innegehabten Güter, Privilegien und Vorrechte — wieder herstellte, so hatte diese Wiederherstellung keine elf Monate lang Bestand. Im Juli 1833 nämlich wurde die Usurpation Don Miguel's gestürzt und sofort mußten die Jesuiten eilends wieder aus Portugal entweichen, oder aber liefen sie Gefahr, ganz auf dieselbe Manier, wie einstens unter Pombal, nach Italien eingeschifft zu werden. Seither ist Portugal in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten und in Folge dessen war ohnehin nie mehr davon die Rede, die Gesellschaft Jesu abermalen einzuführen. Sie blieb vielmehr aus jenem Lande verbannt und wird es, wie es scheint, auch für die Zukunft bleiben, denn die jetzige Regierung duldet nicht einmal die Niederlassung von Solchen, von denen man mit Recht vermuthen könnte, daß unter ihrer Maske ein Jesuite verborgen sein könnte.

Einen vollkommenen Gegensatz gegen Portugal bildet das kleine Königreich Belgien, denn hier blüht der Jesuitismus mit voll-

kommener Sanction der Regierung in einer Weise und Ausdehnung, wie wohl sonst nirgends in der Welt, selbst den glorreichen Kirchenstaat nicht einmal ausgeschlossen. Nach der belgischen Verfassung nämlich ist der Unterricht des Volkes nebst dem religiösen Cultus total frei und der Staat hat sich jedes Rechts der Einmischung in religiöse oder kirchliche Dinge begeben, so daß also alle Orden einen ganz freien Spielraum haben; diese unbegrenzte Freiheit aber benützten die Söhne Loyola's so eifrig, daß die übrigen Orden alle zusammen nicht den vierten Theil dessen erreichten, was sie allein für sich in Anspruch nahmen. Der beste Beweis hiefür ist, daß sie bereits am 4. Novbr. 1834 im Stande waren, eine eigene Universität in der Stadt Mecheln zu eröffnen, und da auf dieser natürlich kein anderer Professor zu lehren befugt wird, als nur allein ein aus ihrem Orden hervorgegangener Gelehrter, so kann man sich wohl denken, von welchem Geist die academische Jugend von Mecheln beseelt sein muß. Aus dieser academischen Jugend aber — und dieß bitte ich gar wohl zu beherzigen — geht ein großer Theil der Männer hervor, welche im reiferen Alter als belgische Staatsdiener wirken, und eben darin liegt der Grund, warum die Jesuiten so viele Freunde unter den Höchstgestellten des Landes besitzen. Trotz allem dem aber konnten sie es nicht verhindern, daß die Freunde der Aufklärung unter den Katholiken die politische und religiöse Freiheit ihres Vaterlandes dazu benützten, um in Brüssel eine freie Universität zu errichten, durch welche die zu Mecheln so ziemlich paralytirt wurde, und ganz dasselbe ist auch mit den übrigen Unterrichtsanstalten des Landes der Fall. So erlebt man also in Belgien das eigenthümliche Schauspiel, daß die Gesellschaft Jesu zwar von Regierungswegen vollkommen freie Hand hat, sich auszudehnen und ihre Macht zu entfalten, daß aber dieser Machtentfaltung der aufgeklärtere Theil unter der Einwohnerschaft sich freiwillig entgegenstemmt und durch sich selbst stark genug ist, um den Söhnen Loyola's zum mindesten das Gleichgewicht zu halten, wenn nicht gar, um sie in die Schranken der Mäßigung zurückzuführen.

Ganz ähnlich, wie jetzt in Belgien, machte sich vor kurzem noch der Jesuitismus in den katholischen Cantonen der Schweiz geltend und bereits drei Jahre nach der Wiederherstellung des



Ordens durch den Pabst, zu Anfang des Jahrs 1818, erstand in Freiburg ein herrliches Jesuitencollegium. Von dieser festen Zwingburg aus durchstreiften die Söhne Loyola's das benachbarte Land die Kreuz und die Duer und fast überall wußten sie sich bei ihren Glaubensgenossen Eingang zu verschaffen; das Resultat dieses Einflusses aber war die Gründung weiterer Collegien in Stäffis, Sitten, Brieg, Schwyz und Luzern, sowie von verschiedenen kleineren Erziehungsanstalten an einigen anderen Orten. Nun hatten die Söhne Loyola's gewonnen Spiel, besonders als es ihnen noch weiter gelang, den bigotten Adel des benachbarten Baierns und zum Theil auch Frankreichs zu überreden, daß er ihnen — natürlich auf Kosten der heimischen Sitten und Erziehungsanstalten — seine Söhne zur Erziehung anvertraute, denn ihr Ansehen stieg dadurch so hoch, daß sie in den katholischen Cantonalregierungen, besonders in Schwyz, Freiburg, Wallis und Luzern die Oberhand erhielten und sofort alle Geseze nach ihrem Belieben umorgelten, alle Aemter mit ihren Anhängern besetzten. So trieben sie's verschiedene Jahrzehnte lang und ohne Zweifel würden sie es noch länger so getrieben haben, wenn sie nicht durch ihre unbegrenzte Herrschaft, so wie dadurch, daß sie alles Recht Andersdenkender mit Füßen traten, schließlich in der ganzen übrigen Schweiz eine furchtbare Erbitterung gegen sich hervorgerufen hätten. Die Tagsatzung\*) d. i. die oberste Regierung der vereinigten Cantone forderte mit großer Stimmenmehrheit ihre Entfernung. Die Antwort der Jesuiten war, daß sie die katholischen Cantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Freiburg, Zug und Wallis überredeten, einen Sonderbund zu bilden, welcher im vollkommensten Widerspruch mit dem Geiste der schweizerischen Conföderation so wie auch mit der Bundesakte selbst beschloß, allen nicht convenirenden Befehlen der Tagsatzung Widerstand zu leisten, das ist Widerstand, wenn nöthig, selbst mit den Waffen in der Hand. Die Söhne Loyola's glaubten durch ein solch entschlossenes Auftreten die Tagsatzung, welche sich bisher keineswegs durch große Energie

\*) Schon im Jahre 1845 hatte der Canton Zürich die Austreibung der Jesuiten verlangt, allein erst im nächsten Jahre, am 20. Juli 1846 erhielt dieser Antrag die zu einem gültigen Beschluß nöthige Stimmenanzahl.

ausgezeichnet hatte, einzuschüchtern, ihr wenigstens zu imponiren; allein diesmal verreckneten sie sich vollständig. So bald nämlich die sieben conföderirten Cantone auf die wiederholte Aufforderung, ihren Sonderbund aufzugeben und die Söhne Loyola's zu entlassen, nicht sofort gehorsam einlenkten, und sogar die zu Anfang 1847 an sie gesandte Tagsatzungscommission mit Hohn behandelten, beschloß die Tagsatzung, die Widerspenstigen mit Gewalt zu zähmen und berief sofort 100,000 Mann unter die Waffen, welche sie unter den Oberbefehl des tapferen Generals Dufour stellte. Nun blieb den sieben jesuitisch gesinnten Cantonen nichts übrig, als demüthig um Frieden zu bitten oder sich männlich zu wehren. Sie beschloßen das letztere, doch ohne es auszuführen. Zwar allerdings brachten sie eine Armee von 36,000 Mann auf die Beine und unterstützten diese noch durch 47,000 Mann Landsturm; aber es war keine Begeisterung in den Truppen, und wie Dufour in den Canton Freiburg einrückte, floh Alles in wahrer Todesangst vor ihm her. Dasselbe geschah, wie sich das Groß der Tagsatzungsarmee gegen Luzern hin bewegte, und während des ganzen Kriegs stellten sich die Sonderbundstruppen eigentlich nur ein einziges Mal, nämlich bei Gislikon, an der Grenze von Zug und Luzern. Nach kurzer Gegenwehr flohen sie aber auch hier und so endete der Feldzug, vor dessen Beginn die Sonderbündler den Mund so gar voll genommen hatten, auf eine für die Letzteren fast schmählige Weise. Natürlich sahen jetzt die Söhne Loyola's ein, daß nunmehr ihres Bleibens nicht mehr sein könne, und somit machten sie sich über Hals und Kopf auf die Beine, im benachbarten Tyrol und Vorderösterreich Schutz suchend. Ja so schnell flohen sie, daß sie selbst das zurückließen, was doch ihrem Herzen das theuerste war, nämlich ihr Eigenthum und Vermögen, denn sie befürchteten für das ganze Unheil des Sonderbundskriegs, den sie allein angestiftet hatten, verantwortlich gemacht zu werden, und das Leben nebst der Freiheit schätzten sie denn doch höher, als alle sonstigen irdischen Güter. Uebrigens blieben sie auf ihrer Flucht nicht lange allein, sondern es folgten ihnen sofort diejenigen nach, welche sich mit ihnen an die Spitze der Verschwörung gestellt gehabt hatten, und so wurde die Schweizerluft auf einmal von der ganzen verpestenden Jesuitismus-Ausdünstung gereinigt. Damit aber die-

selben Scenen religiöser Aufreizung, die, wie wir gesehen haben, bis zum Bürgerkriege gesteigert wurden, sich nicht mehr wiederholen könnten, verwies die Tagsatzung die Gesellschaft Jesu mit all' ihrem Apendix für ewige Zeiten aus der ganzen Schweiz, der katholischen sowohl als der protestantischen, und dieses Gesetz wurde sofort auch in die anno 1848 neu gegründete Bundesverfassung aufgenommen, so daß es bis jetzt noch in seiner vollen Kraft florirt, trotzdem es schon hundertmal versucht wurde, an ihm zu rütteln.

Wenn nun übrigens die Söhne Loyola's an der Schweiz eine fette Wiese verloren, welche sie seither vergeblich für ihre Waide zurückzuerwerben versuchten, so wußten sie sich dafür durch anderweitige Erwerbungen zu entschädigen und zwar durch Erwerbungen in Ländern, wo sie vor ihrer ersten Aufhebung durch Clemens XIV. beharrlich keine Aufnahme hatten finden können. So konnte die Regierung von Großbritannien, nachdem das Parlament einmal die Emancipation der Katholiken durchgesetzt hatte, nicht mehr umhin, auch der Gesellschaft Jesu den Zutritt ins Land zu gestatten, und diese machte sich dieß sofort in so fern zu Nutzen, daß sie zu Stonyhurst bei Preston in der Grafschaft Lancashire, so wie zu Hoddeehouse in der Nähe von London großartige Erziehungsanstalten gründete. Nicht minder eifrig betrieb der Orden seine Ausbreitung in Irland und es entstanden dort in neuester Zeit eine Menge von kleinen Schulanstalten, welche alle von Loyoliten geleitet werden; allein einen eigentlichen Aufschwung nahmen diese Schulen bis jetzt nicht, denn woher soll der arme Irländer das Geld nehmen, um die Herren Jesuitenpatres so zu unterstützen, wie sie es hofften, verlangten und erwarteten? Ganz anders dagegen gestaltete sich das Schicksal der Gesellschaft Jesu in Amerika — in demselben Amerika, dessen theilweiser Besitz, insbesondere der von Paraguay, früher auf ihre Existenz so verhängnißvoll eingewirkt hatte —, und sie erwarben sich hier in den letzten Jahrzehnten einen Wirkungskreis, von dem sie sich selbst zuvor nichts hatten träumen lassen. Merkwürdig übrigens — dieser Wirkungskreis liegt nicht im katholischen Südamerika, in welchem sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts so überaus mächtig gewesen waren, also weder in Brasilien, noch in Mexiko, noch in

Peru, noch in Chile, noch in irgend einem andern südamerikanischen Freistaate, der früher zu Spanien, Portugal oder Frankreich gehört hatte; sondern er liegt in Nordamerika, oder besser gesagt in den Vereinigten Staaten, trotzdem diese vor den Puritanern gegründet wurden und trotzdem in ihnen der Puritanismus noch heut zu Tage eine Hauptrolle spielt. Weil nämlich die freie Gesetzgebung der nordamerikanischen Union nicht bloß jeder Religion, sondern auch jeder religiösen Gesellschaft erlaubt, sich überall, wo sie will, auf dem ganzen Vereinigten = Staaten = Gebiet niederzulassen, so säumten die Herren Jesuitenpatres nicht, sich nach ihrer Wiederherstellung durch den Pabst auch ein wenig in diesem Theile der Welt umzusehen, ob sich nicht vielleicht dieses oder jenes für ihren Orden machen lasse, und siehe da, sie fanden, daß ihnen ein großes Feld zu bearbeiten offen stehe, so bald sie sich nur in den republikanischen Ton Nordamerika's schicken zu lernen verständen. In aller Stille schickte also der Pater Koothaan, der damalige General zu Rom, eine Mission nach der Union und dieselbe schlug erstmals ihr Quartier in dem fast durchaus katholischen Maryland \*) auf, woselbst sie von einigen reicheren Pflanzern auf's lebhafteste befördert wurde. Bald war eine Erziehungsanstalt gegründet und da dieselbe von den Söhnen bemittelter Eltern sehr stark benützt wurde, so folgten ihr eine zweite, dritte, vierte und fünfte. Auch flossen die Mittel reichlich genug — so reichlich, daß der Orden sich nach einem Jahrzehnte schon im Stande sah, auch in andern Staaten, in denen eine katholische Bevölkerung sich geltend zu machen anfing, Niederlassungen zu gründen, somit wagte er es am Ende sogar im Herzen der Union, in Georgetown, der zweiten Stadt des Distrikts von Columbia, ein Collegium zu errichten,

\*) Alles Land an der Chesapeakebai zwischen Pennsylvanien, Delaware und Virginien, schenkte anno 1632 König Karl I. von England an seinen Günstling Lord Baltimore und dieser ein eifriger Katholik nannte es zu Ehren der verstorbenen Königin Maria „Maryland“; wie aber König Karl von den Puritanern ermordet war und in England alle Katholiken mit Feuer und Schwert verfolgt wurden, konnten diese letzteren nicht genug von Glück sagen, daß überm Meer drüben ein Maryland existirte, denn dasselbe wurde ihnen sämmtlich zum Asyl und so zum zweiten Vaterlande. Daher kommt es, daß dieser Staat eine vorzugsweise katholische Bevölkerung hat.

daß es in Beziehung auf seine Ausstattung und Größe kühnlich mit jedem andern „College“ in den Vereinigten Staaten aufnehmen konnte. Kurz die Söhne Loyola's brachten es nach und nach zu einer bedeutenden Macht in Nordamerika, und da die Zahl der dortigen Katholiken hauptsächlich durch die starke Einwanderung von Irland nach und nach auf mehr denn fünf Millionen Köpfe angestiegen ist, so darf man mit Bestimmtheit voraussetzen, daß ihr Einfluß dort noch immer mehr steigen wird. Nur dürfen sie nie versäumen, mit diesem ihrem Einfluß nicht offen hervorzutreten, dieweil sie sonst den Haß der noch immer übermächtigen Puritaner herausfordern würden, und weil dieser Haß, wenn er einmal seinen Gipfelpunkt erreichte, ganz gewiß keine Ruhe hätte, als bis die sämmtlichen Jesuiten nebst allen ihren Anstalten vollständig vertilgt und vernichtet wären.

Also überall in der Christenheit, nur einige ganz wenige Länder ausgenommen, haben die Söhne Loyola's festen Fuß gefaßt und sogar in der neuen Welt blüht ihr Weizen auf eine Weise, daß sie einer gar herrlichen Ernte entgegensehen. Ihre Macht ist also durch die Aufhebungsbulle des Papstes Ganganelli keineswegs gebrochen worden, denn sonst könnte sie nicht in der Schnelligkeit wieder emporgewachsen sein, als sie seit 1814 empornwuchs. An Reichthum mögen sie etwas verloren haben; vielleicht sogar sehr viel, indem sie ihre großen Besitzungen einbüßten und dem ausgebehnten Handel mit Ost- und Westindien entsagen mußten, der ihnen jährlich Millionen einbrachte. In der Zahl ihrer Mitglieder dagegen scheinen sie eher zu- als abgenommen zu haben und in der Zahl ihrer Assistenzen und Provinzen sind sie sich wenigstens gleich geblieben. Der Assistenzen nämlich rechnet man vier: erstens die Assistenz Italien mit den Provinzen Rom, Neapel, Sicilien, Turin und Venedig, welche zusammen nach einer Bekanntmachung des Generals Beckr (vom 11. Juni 1850) 8350 Ordensmitglieder zählen; zweitens die Assistenz Spanien mit drei Provinzen, die aber nicht genannt werden, weil der Orden Jesu im Augenblick nur unter der Hand, das ist, weil verboten nur incognito dort existiren darf; drittens die Assistenz Frankreich mit den Provinzen Paris, Lyon und Toulouse, welche zusammen 7420 Ordensmitglieder aufweisen; viertens endlich die Assistenz Deutsch-

Land, die bei weitem größte von allen, mit den Provinzen Oesterreich, Deutschland, Gallicien, Belgien, England nebst Irland und Maryland oder Amerika, die eine Gesamtzahl von nicht weniger als 22,159 Jesuiten besitzen. Alles in Allem wären es also der Söhne Loyola's nicht weniger als 37,929, und dieß ist gewiß eine Armee, mit der man etwas Erfleckliches ausrichten kann, weil sie aus lauter altgedienten Veteranen besteht und dabei die Rekruten — die Novizen — und der Train — die Laienbrüder — noch nicht gerechnet sind. Doch wir wollen es nun, was die Ausbreitung des Jesuitenordens betrifft, bei dem bisher Gesagten bewenden lassen und uns lieber der Frage zuwenden, auf welche Art und durch welche Mittel die Söhne Loyola's dieses ihr schnelles Wiederemporkommen bewerkstelligt haben.

Die Antwort ist übrigens leicht, denn die Mittel waren und sind immer noch ganz die nämlichen, deren sich schon die ersten Jünger Ignatii bedienten, um auf die Christenheit einzuwirken, nämlich das Reisepredigen, der Beichtstuhl, die Congregationen und Sodaliäten, die Unterrichtsanstalten und die öffentliche Meinung. Ja die ganze Art und Weise, wie die jetzigen Jesuiten auftreten, war und ist nichts anderes, als die aufgewärmte Geschichte ihrer Thätigkeit schon unter Ignatius und man meint nicht anders, als er selbst mit seinen ersten Genossen sei wieder aus dem Grabe erstanden! Nehmen wir nur einmal das „Reisepredigen“ oder die „Missionen“ der jetzigen Söhne Loyola's an, sind sie nicht, wie mir Jedweder zugeben wird, der nur ein einziges Mal einer Jesuitenmission anwohnte — und wer in Deutschland, wer in Frankreich, wer überhaupt in der Christenheit fand nicht schon Gelegenheit, einer solchen Mission beizuwohnen? — sind sie nicht ein reiner Abflatsch dessen, was schon Bobadilla, Faber und Canisius thaten? Je Drei oder Vier von ihnen, oft auch ein halbes Duzend werden auserlesen, um zusammen als Reiseprediger in der Welt umherzuziehen. Man nimmt hiezu nur solche, welche mit der Gabe der Rede besonders vorzüglich ausgestattet sind, nur solche, welche diese Gabe durch ihre körperlichen Vorzüge zu ergänzen im Stande sind. Wo möglich sollen es hohe Männergestalten sein mit feurigen Augen und bleichen Wangen — Männergestalten, auf deren Gesichtern sich die Entfagung ausgeprägt hat und deren ganze

Erscheinung, unterstützt durch den langen schwarzen Rock und das zierlich gebundene Gebetbuch, den „Heiligen auf Erden“ verkündigt. Mit einem Worte man bestimmt nur solche Mitglieder des Ordens zu Missionspredigern, welche einem Pater Roden, oder Potgeisser, oder Haslach, oder Anderledy, oder Truzzini, oder Waldburg-Zeil — diese Sechs ziehen seit zehn Jahren und länger in Süddeutschland herum und die meisten meiner Leser werden sie daher schon gesehen oder doch von ihnen gehört haben — gleichen und dann darf man immer gewiß sein, daß ihre Predigten ihre Wirkung nicht verfehlen. Wie könnte dieß aber auch anders sein? Mein Gott, sie ziehen ja nur in solche Städte, nur in solche Gegenden, wo sie wissen, daß wenigstens ein Theil der Einwohnerschaft dem Bigottismus huldigt, wenn auch vielleicht der andere Theil von der leidigen Aufklärung angesteckt, oder gar dem Ketzer- und Protestantenthum verfallen ist. Ja letztere Städte sind ihnen die liebsten, denn es kann dann der bigotte Theil um so leichter zu dem Vorsatz entflammt werden, sich vor der unheiligen Berührung der dem Teufel verfallenen Ungläubigen rein zu bewahren, und überdem läßt es sich vielleicht bewerkstelligen, daß eine verlorene Tochter oder gar ein verlorener Sohn durch ihre Ueberredungskunst in den Schooß der Alleinseligmachenden zurückkehrt. Weil nun aber wenigstens ein Theil der Einwohnerschaft des Ortes, wo sie auf eine Woche oder länger ihre Missionskreuze aufstellen, schon zum voraus für die Herren Patres eingenommen ist, und weil die Letzteren es auch nicht verabsäumt haben, sich Monate lang vorher anzukündigen, damit die Welt auf ihre Ankunft aufmerksam werde, so dürfen sie stets auf einen großen Zulauf rechnen, und diesen von Stunde zu Stunde zu verdoppeln, oder gar zu verdreifachen, wird ihnen dann ein Leichtes. Ach, sie predigen ja mit so viel Feuer und wissen so wunderbar geschickt die fastigsten Bilder, die aufregendsten Gleichnisse einfließen zu lassen! Sie verstehen es ja so außerordentlich gut, die Pracht der Himmelsräume zu schildern und die Seligkeit derer, welche bestimmt sind, durch ihre Fürbitte und durch ihren Einfluß jene Räume betreten zu dürfen! Ha, und dann vollends das Fegfeuer und die Hölle! Wahrhaftig sie besitzen die Gabe der Schilderung und des Pinselstrichs in so hohem Grade, daß die Zuhörer es zu sehen vermeinen, wie das

unterirdische Flammenmeer mit den Seelen der Ewigverworfenen, d. i. der Ketzer und Ungläubigen, auf und abwogt, daß sie die Jammertöne und Flüche der Gequälten zu hören, den Rauch und Gestank des Schwefelstoffs zu riechen vermeinen! Wessen Herz, besonders wenn dasselbe in einem weiblichen Busen schlägt, sollte da nicht gerührt, in wem sollte da nicht die Reue geweckt, wer nicht mit Gewalt hingerissen werden, dem Herrn Patribus seine Sünden zu bekennen und von ihnen sich Absolution von denselben zu erkaufen? Uebrigens nicht die Predigten allein bringen diese großartigen Wirkungen hervor, sondern noch mehr der »Hocus-Pocus«, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, mit welchem die frommen Patres ihre Missionen stets auszuschnücken pflegen, wie sie dann dabei nie anders auftreten, denn als wären sie Schauspieler, wohl wissend, daß das große Publikum sich durch nichts mehr hinreißen läßt, als auf der einen Seite durch Prunk, auf der andern durch Possenreißerei! Hiesür, für den bei den Missionen angewandten Hocus Pocus könnte ich eine Menge von Belegen beibringen, als z. B. daß sich hie und da, wenn man die Menge recht aufregen will, Einer der sehr ehrwürdigen Patres auf der Kanzel zum Advokaten der römisch-katholischen und apostolischen Religion stempelt und mit der ganzen Kraft seiner Zunge einen Andern niederdonnert, welcher als leibhaftiger Satan verkleidet die Sache der Gottlosigkeit und Ketzerei vertheidigt; allein derlei Dinge sind allzubekannt, als daß ich nöthig hätte, mich dabei aufzuhalten. Ueberdem wer kennt nicht den bei den Missionen gewöhnlich entfalteteten Pomp der „Calvarienberge,“ der „öffentlichen Abbitten,“ der „Wege des Kreuzes“ und was dergleichen Dinge mehr sind? Wer erinnert sich nicht der Unmasse von Mariabildchen, Statuetten, Reliquien und Crucifixen, welche an die Gläubigen verkauft werden, nachdem ihnen durch die Zaubertruthe der Jesuiten die Kraft Wunder zu wirken verliehen worden ist? Gewiß alles wird bei den jesuitischen Missionen in Anwendung gebracht, was auf den abergläubischen Geist ihrer Zuhörer eine Wirkung haben kann, und kein Kunstgriff bleibt unversucht, um den Pöbel „für die Sache der Religion,“ wie die Söhne Loyola's sich ausdrücken, zu begeistern, das heißt auf besser deutsch, um aus der großen ungebildeten Masse alle gesunden Religionsbegriffe



auszutreiben und ihr dafür den krasssten Aberglauben, zugleich aber auch die tiefste Verehrung vor der Gesellschaft Jesu einzutrichtern. »Mundus vult decipi, ergo decipiatur,« „die Welt will betrogen sein, also werde sie betrogen,“ ist ein altes Sprüchwort, und diesem Sprüchworte gemäß handeln die Söhne Loyola's auf ihren Missionen; die abergläubischen Bauern aber, die sich von ihnen überreden lassen, Ignatiuspulver gegen Feuerzgefahr, Ignatiushwasser gegen Teufel und Gespenster, und Ignatiusbildspennige gegen Pestilenz und ansteckende Krankheiten zu kaufen, — ei nun, diese sind immer besser daran, als jene armen Weiber, die sich durch die wahnwitzigen Schilderungen der Qualen der Hölle bis zum Verrücktwerden steigern ließen.

Das zweite bewährte Mittel, Einfluß und Macht zu erlangen, ist für die Söhne Loyola's von jeher der Beichtstuhl gewesen und dieses Mittels bedienen sie sich auch jetzt noch mit dem besten Erfolge. Es ist aber nicht das Gewissen des gemeinen Mannes, das ihnen am Herzen liegt, denn den gemeinen Mann, das ist die große Masse, kann man durch die Missionen bearbeiten, sondern vielmehr das Gewissen der Vornehmen, Mächtigen und Einflußreichen, dieweil man nur durch diese zu etwas gelangen kann. Man wird daher in allen katholischen Ländern die Hofbeichtvaterstellen fast immer von Jesuiten, sei's nun von offenen oder versteckten, besetzt finden, und wo es noch nicht der Fall ist, da werden gewiß alle Mittel in Bewegung gesetzt, um denjenigen Geistlichen, der gerade als Gewissensrath fungirt, zu stürzen. Das geht nun übrigens in sehr vielen Fällen keineswegs so leicht, als man es sich vielleicht vorstellt, denn die vorhandenen Beichtväter haben nicht selten auch Grütze im Kopfe und wissen sich zu wehren; allein wenn alle anderen Mittel fehl schlagen, wenn weder Verläumdung, noch Bestechung, noch Verstellung zum Ziele führen, so greifen die Jesuiten zu ihrem letzten Remedium, zum Einfluß des Weibes, und dieses Remedium bleibt nie ohne Wirkung. Wer die Mutter hat, der hat auch den Sohn, und wer die Gattin, der hat auch den Gatten; wem es aber vollends gegeben ist, über die Geliebte zu verfügen, nun vor dem beugt sich, ohne daß sie es vielleicht weiß, die gesammte Männerwelt, denn wo gäbe es einen Mann, der nicht liebte und der sich von der Geliebten nicht be-

herrschen ließe? Eben aus diesem Grunde haben die Söhne Loyola's von jeher ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, das Weibervolk zu gewinnen, und da sie auch jetzt noch in ihren Seminarien eigens hiezu erzogen werden, so finden sich in ihren Reihen immer wenigstens einige, deren weicher Rede und schöner Körpererscheinung nicht leicht ein Weibergemüth zu widerstehen vermag. Auf diesem krummen Wege erreichen dann die frommen Patres, was sie nur immer zu erreichen wünschen und wer wundert sich nun noch darüber, daß die Hofbeichtvaterstühle sich fast immer in den Händen der Söhne Ignatii befinden? Nein wahrhaftig, hierüber darf man sich nicht wundern und noch weniger darüber, wie und zu was sie den Beichtstuhl benutzen. Es kann ihnen ja um nichts anderes zu thun sein, als ihrem Orden dieselbe Herrschaft wieder zuzuwenden, welche er vor seiner Aufhebung besaß, und um dieß zu bewerkstelligen, muß in den Mächtigen dieser Erde der Glaube zum Durchbruch kommen, daß die Jesuiten allein die Träger der wahren Religion sind, daß mit ihrem Wirken allein eine monarchische Regierung bestehen kann. „Mit der Aufhebung,“ so raunen sie den Fürsten beständig in's Ohr, „mit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu sank die Macht des römischen Stuhles tiefer und tiefer herab; mit diesem Stuhle aber sank auch die Macht der Könige im ganz gleichen Verhältniß. Drauf haben Denkfreiheit, Aufklärung und Wissenschaft, oder wie man die Irrreligion sonst noch heißen mag, alle Bande des Gehorsams gegen die Gesetze zerrissen und der allgemeine Freiheitsgeist, der sich gegenwärtig von einem Ende der Welt bis zum andern verbreitet, ist weiter nichts anderes als die Folge von der Herabwürdigung des wahren Glaubens. Diesen also muß man vor allem wieder fest gründen, und um ihn fest zu gründen, dazu sind allein die Söhne Loyola's befähigt.“ Solches ist die Beichtstuhllehre der Jesuiten und was sie unter dem „wahren Glauben“ verstehen, das sieht man aus den Missionen mit ihren Rosenkränzen, ihren Skapulieren, ihren Bußhemden, ihren Fasten, ihren Prozessionen und ihrem ganzen sonstigen Krimmskramm der Austerandacht.

Ein drittes Mittel zu Gewinnung von Macht und Reichthum sind für die Söhne Loyola's die Congregationen und Sodaliitäten, welche sie überall in allen katholischen Ländern errichten, und zwar ganz dieselben Congregationen und Sodaliitäten, von denen

ich früher schon so Manches erzählt habe. Die Menschen nämlich bleiben sich immer gleich, und weil also auf Andächtler und Bigotte eine fanatische Religionsübung stets einen ganz außerordentlichen Einfluß ausüben muß, so stiften die Söhne Ignatii auch heut zu Tage noch geistliche Bruderschaften, deren Mitglieder fast tagtäglich beichten, communiciren, fasten und sich sonstigen geistlichen Exercitien hingeben. Sie stiften sie, weil alle diese fanatischen Andachtsübungen unter ihrer Oberleitung geschehen, und weil also die in den Sodalitäten mit einander verbundenen Brüder nicht nur gänzlich von ihnen abhängen, sondern auch eine nicht zu verachtende Leibwache des Ordens bilden. Man wäre übrigens sehr falsch berichtet, wenn man glauben würde, diese Sodalitäten haben sie einzig und allein auf das männliche Geschlecht beschränkt und es seien von der Gesellschaft Jesu nur „Bruderschaften“ — dieses Wort wörtlich genommen — gestiftet worden. Vielmehr verhält es sich gerade umgekehrt, und es gibt derzeit unter jenen vielen von der Gesellschaft Jesu abhängigen Congregationen weit mehr weibliche, als männliche. Insbesondere ist dieß der Fall in jenen Ländern, in welchen die Gesellschaft, weil nominell noch verboten, nicht offen auftreten darf, und die wunderbar klugen Patres, die den Einfluß des schönen Geschlechts nie unterschätzten, wissen gar wohl, warum sie so handeln. So trifft man denn in allen christkatholischen Ländern große Verbindungen von „barmherzigen Schwestern,“ welche dem Anscheine nach keine andere Lebensaufgabe kennen, denn als Krankenpflegerinnen der Menschheit nützlich zu sein, weswegen sie auch überall darnach trachten, die Spitäler in die Hände zu bekommen, welchen aber, wenn man ihr Thun und Treiben näher betrachtet, das Seelenheil der Kranken und ihre Belehrung zum „wahren Glauben“ nach jesuitischen Instructionen mehr am Herzen liegt, als die Verpflegung des Körpers und die Heilung der Leibes Schäden — ja die, wie längst durch viele angestellte obrigkeitliche Untersuchungen nachgewiesen ist, die Krankenpflege und den ungeschuldigen Titel, den sie führen, nur als Aushängeschild benutzen, um desto ungestörter für ihre Freunde, die Jesuiten, wirken zu können. Weiter gibt es „Damen des heiligen Herzens Mariä und des Jesusknaben,“ welche besonders in den romanischen Staaten eine große Verbreitung fanden und deren Tendenz keine andere ist,

als der weiblichen Jugend gegenüber genau das zu sein, was die Söhne Loyola's der männlichen Jugend gegenüber sind. Mit andern Worten, sie widmen sich einzig und allein der Erziehung von jüngeren und älteren Mädchen und ihr Erziehungssystem ist dem der Jesuiten genau abgepaßt, weshalb man diesen Damen auch schon den Namen „Jesuitinnen“ gegeben hat. Endlich finden sich noch weit verbreitete Innungen der „Schwestern des wahren Glaubens,“ im französischen auch »Mères de la Foi« genannt, und daß diese nichts anderes sind als Werkzeuge der Gesellschaft Jesu, welche derselben den Weg zur Aufnahme und zur Vertreibung bahnen sollen, darüber brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Es gibt dieß ja schon der Name »Mères de la Foi,« welcher offenbar dasselbe bedeutet, was »Pères de la Foi,« von denen ich weiter oben schon gesprochen habe.

Weit mehr noch, als durch die Missionen, den Beichtstuhl und durch die Sodaliitäten, wußten sich in der Neuzeit die Söhne Loyola's ihre Unterrichtsanstalten Ansehen und Geltung zu verschaffen, und es wiederholte sich also auch hier das alte Lied, von dem ich schon im zweiten Buche dieses Werkes gesprochen. Meist ganz unscheinbar fangen sie überall an, wohin sie kommen, und einige wenige Zöglinge bilden vielleicht ein ganzes Jahr lang den Grundstock; allein wenn zwei oder drei Jahre um sind, hat sich das Ding ganz merkwürdig gewendet und statt einigen wenigen armen Schüler besitzen sie deren Hunderte und fast lauter Vornehme — statt eines unscheinbaren Häuschens steht ein großartiger Palast da, der fast einem Universitätsgebäude gleicht. Man staunt nun vielleicht über diese außerordentliche Veränderung und hält sie für ein Mirakel; doch mit Unrecht, denn es geht dabei ganz natürlich zu. Die Söhne Loyola's nämlich demonstrieren den Vornehmen des Landes, besonders den Adelligen vor, daß der Geist der Neuzeit ein äußerst verderbter sei; sie sagen ihnen, daß die schreckliche Aufklärung allein die Schuld trage von den revolutionären Bewegungen der letzten siebenzig oder achtzig Jahre; sie beweisen ihnen, daß alle die auf dem Adel so schwer lastenden Veränderungen in der politischen Einrichtung der Staaten unmöglich hätten vorgenommen werden können, wenn der alte Glaube noch in seiner vollen Ausdehnung die Gemüther beherrscht haben würde; sie warnen endlich auf's eindringlichste vor dem gräßlichen Gedanken, die hochadelige

Jugend mit der bürgerlichen zusammen auf den gewöhnlichen Gymnasien und Universitäten erziehen zu lassen, und sie so der Gefahr auszusetzen, das Gift der neumodischen Weltanschauung ebenfalls in sich aufzunehmen. Solche und ähnliche andere Redensarten führen die Söhne Loyola's im Munde, und nehmen dabei eine solch überzeugungstreue Miene an, daß man in die Wahrheit ihrer Worte keinen Zweifel setzen kann; was bleibt nun aber den altadeligen Vätern, welche die Welt so gerne in den Zustand, den sie vor der französischen Revolution hatte, zurückversetzen möchten, was bleibt ihnen anders übrig als ihre Söhne den Jesuiten anzuvertrauen, damit sie im wahren Glauben und in der richtigen Weltanschauung erzogen werden? Was bleibt ihnen anders übrig, als den armen Vätern vom Orden Jesu auf's thatkräftigste mit Geld und Gut unter die Arme zu greifen, dieweil man ja sonst gar keinen Ausweg zur richtigen Unterbringung seiner Söhne mehr hätte, sondern genöthigt wäre, dieselben in der entwürdigenden Gesellschaft des Pöbels aufwachsen zu lassen, in der sie nothwendigerweise mit den Thron- und Altar-umstürzenden Ideen des jetzigen Jahrhunderts bekannt werden müßten? Daher also das palastähnliche Wesen der neuen jesuitischen Collegien, daher die Ueberfüllung derselben mit lauter hochadeligen Jünglingen\*)! Aber freilich daran dachten und denken die hochadeligen Herrn Väter nicht, daß die Erziehungsmethode der Jesuiten in ihren Collegien noch immer dieselbe ist, wie vor hundert Jahren, dieselbe, welche schon lange vor der Aufhebung des Ordens als eine total verkehrte, fehlerhafte und gemeinschädliche erkannt wurde! Daran dachten und denken die hochgeborenen Herrn Barone, Grafen und Fürsten nicht, daß man bei den Jesuiten schon vor hundert Jahren sich nicht eine wirkliche wissenschaftliche Bildung erwerben konnte, sondern bloß einen Schein derselben, bloß einen armseligen äußeren Firniß, hinter

\*) Der Leser, welcher sich von der Wahrheit des hier Gesagten durch eigene Anschauung überzeugen will, braucht nicht weit zu reisen, sondern er findet alles im vollkommensten Maße bestätigt, wenn er sich nur nach *Orheim* im Sigmaringenschen oder nach *Feldkirch* in Vorderösterreich begiebt. Da wimmelt's von jungen Baronen, Grafen und selbst Fürsten, deren Heimath zum Theil in ziemlich weiter Ferne, in Westphalen, Ungarn, Polen u. s. w. zu suchen ist.

dem kein innerer Gehalt steckt! Daran dachten und denken sie nicht, daß die außerordentlichen Fortschritte, welche man in unserem Jahrhundert sowohl in der Erziehungs- und Unterrichtskunst als auch in den Wissenschaften selbst, besonders den Naturwissenschaften machte, in den Jesuitenschulen spurlos vorübergingen und daß daher die Zöglinge derselben in ihren Leistungen nothwendig weit hinter den Leistungen anderweitig herangebildeter Jünglinge zurückstehen müssen! „Welchen Menschen“ — so sprach in dem Großen Rath von Freiburg ein freisinniger Abgeordneter, als es sich darum handelte, der Gesellschaft Jesu die Erziehung der akademischen Jugend zu übergeben — „Welchen Menschen wollt ihr dieses Heiligste, die Erziehung der Jugend übergeben? Fanatischen Halbmonichen, welche nicht einmal die Kenntnisse gewöhnlicher Präceptoren besitzen und dem Höhepunkt der jetzigen Wissenschaft ganz fern stehen, einem losen Haufen von zusammengetrommelten Italienern, Franzosen und Deutschen, die voll Stolz und Selbstüberhebung aber ohne wirkliche Cultur und Bildung nur dem Haß gegen die Freiheit und Aufklärung fröhnen; Menschen, die, grundsätzlich und absichtlich die Geschichte und Naturkunde fälschend, um nicht von den Ideen der Neuzeit sprechen zu müssen, nur allein Dummheit und Aberglauben fördern, und weil sie selbst kein Vaterland besitzen auch aus ihren Zöglingen das Edelste, was es giebt, das patriotische Gefühl austreiben.“ So sprach jener freie Schweizerbürger, und wie sehr er recht hatte, davon konnte man sich nachher in Freiburg erfahrungsgemäß überzeugen.

Schließlich muß ich noch eines fünften Mittels Erwähnung thun, durch welches die Söhne Loyola's ihr Ansehen herzustellen und ihre Gewalt zu befestigen wußten, und dieses Mittel ist ihre Einwirkung auf die öffentliche Meinung. Sie wußten von jeher gar wohl, wie viel von dieser abhängt und darum schleuderten sie auch stets auf ihre Gegner einen solchen Hagel von Pamphleten und Streitschriften, daß diese unter dem Gewicht kaum mehr aufrecht gehen konnten. Weil nun aber in unseren Tagen an die Stelle der Streitschriften, Brochüren und Pamphlete die Zeitungen getreten sind, so haben es die Loyoliten keinen Augenblick lang verabsäumt, sich auch in diesem Fache heimisch zu machen und es giebt jetzt kein Land, ja keine Provinz, worin nicht die Gesellschaft Jesu

ihr eigenes Organ besäße, das heißt ein öffentliches Blatt, das im jesuitischen Sinn redigirt, die jesuitischen Grundsätze, Lehren und Interessen vertheidigte. Ich erinnere in dieser Beziehung blos an das sogenannte Deutsche Volksblatt in Stuttgart, an das Friedrichshafener Seeblatt, an den badischen Beobachter, an das Mainzer Journal, an den Münchener Volksboten, an die Tyroler Stimmen, an die Dillinger Aehrenlese, an das Sonntagsblatt von Uhl, an die Alban Stolz'schen Blätter und was dergleichen mehr ist. Diese neun erscheinen nur allein in Süddeutschland und daraus kann der Leser einen Schluß ziehen, welch eine Masse von Zeitungen den Söhnen Loyola's in der Christenheit überhaupt zu Gebot stehen. Freilich mit Geschick sind diese Blätter nicht immer redigirt, dagegen aber strozen sie meist um so viel mehr von Grobheit und Lüge, das ist von lügnerischen und groben Angriffen auf Andersdenkende, denn die Herren Loyoliten kennen den alten lateinischen Satz: »Semper aliquid haeret,« und scheuen sich deßhalb nur selten, über Andersdenkende die tollsten Verläumdungen zu erfinden. „Das Publikum,“ so calculiren sie in ihrem Inneren, „wird zwar wohl darauf kommen, daß wir verläumdet haben, aber dessen ungeachtet entsteht gewiß in Vielen der Glauben, es sei doch wenigstens et was wahr von dem, was wir behaupteten, und somit bringt uns unsere Lüge immerhin einigen Vortheil.“ Man sieht, die Jesuiten verfolgen noch immer dieselben Grundsätze, welche sie in ihren vielen Händeln mit den übrigen Orden und Geistlichen sich zur Nichtschwur dienen ließen, und selbst ihr angesehenstes und größtes Organ, die »Civiltà Cattolica« kann sich von diesem Vorwurfe nicht reinwaschen.

Dieß sind die Mittel und Wege, durch welche die Gesellschaft Jesu sich nach ihrer Wiederherstellung durch den Pabst ihre gegenwärtige Stellung erworben hat, und ich muß es wiederholen, es sind ganz dieselben Mittel und Wege, deren sich schon Loyola und seine ersten Schüler bedienten. Die Jesuiten sind also vollkommen „die alten“ geblieben, gerade wie ihre großen Gönner, die Päbste, und wer je daran zweifeln sollte, der orientire sich nur gefälligst darüber, wie die heutigen Söhne Loyola's das Gelübde der Armuth und Keuschheit zu halten pflegen; er orientire sich darüber, wie die Lehre

vom erlaubten Mord- und Todtschlag noch immer praktisch von ihnen ausgeübt wird, und dann wird sicherlich aller Zweifel aufhören.

Das Gelübde der Armuth anbelangend, so herrscht unter dem denkenden Theile der Menschheit nur Eine Stimme darüber, daß die Söhne Loyola's das Unwesen der Erbschleicherei noch nie so schwunghaft betrieben haben, als eben jetzt in unsern Tagen, und es beurfundet dieß schon jene Bittschrift an den französischen Senat, aus welcher ich weiter oben einige Worte anführte. Ueberdem sollten denn die vielen Klagen, welche bald hier bald dort von verkürzten Verwandten bei den Gerichten anhängig gemacht werden, rein bloß auf erdichteten Beschwerden beruhen? Doch ich will mich nicht in allzu weitschweifige Details einlassen und begnüge mich, einen einzigen erst neuerdings vorgekommenen Fall des näheren zu beleuchten, dieweil der Leser aus diesem einzigen auf alle andern, überhaupt auf die ganze Verfahrungsweise der Loyoliten einen Schluß ziehen kann. Zu Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts ließ sich in Antwerpen ein schon älterer Junggeselle Namens Wilhelm de Boey nieder, um von nun an da als Privatmann zu leben. Er war früher Kaufmann gewesen und hatte sich durch glückliche Spekulationen ein kolossales Vermögen von nahezu sechs Millionen Franks erworben. Die Zinsen dieses Vermögens vermochte er für sich nicht aufzubreuchen, da er verhältnißmäßig sehr einfach lebte; statt aber alles wieder zu dem Grundstock zu schlagen, verwandte er jährlich große Summen zu mildthätigen Zwecken und nie wurde irgend Jemand von seiner Thüre gewiesen, welcher der Unterstützung nur irgend bedürftig war. Ueberdem nahm er sich seiner armen Verwandten, deren er eine Menge besaß, aufs thatkräftigste an und so wurde denn der Name Wilhelms de Boey in ganz Antwerpen von Jedermann hoch gepriesen, ohne daß selbst der Neid an dem guten alten Herrn etwas auszusetzen gehabt hätte, seinen ziemlich beschränkten Geist und fast übergroßen Bigottismus etwa ausgenommen. So standen die Dinge verschiedene Jahre lang, bis gegen das Ende der dreißiger Jahre einige Mitglieder der Gesellschaft Jesu unter dem Vorwande, für bedürftige Arme sich einen Beitrag zu erbitten, im Hause des reichen Mannes Zutritt fanden, denn von dieser Zeit an trat mit der Art und



Weise, wie Wilhelm de Boey seine Wohlthaten spendete, eine totale Aenderung ein. Hatte er nehmlich früher auf die Stimme jedes Würdigen, sei er Priester oder Laie gewesen, freudig gehört, so hörte er jetzt nur noch auf den Rath der Jesuiten, und statt wie sonst die ganze bedürftige Einwohnerschaft Antwerpens zu beglücken, gab er jetzt nur noch denen, welche von den Söhnen Loyola's empfohlen wurden, namentlich aber ihnen selbst. So kaufte er ihnen ein großes Haus in der Stadt, damit sie es zu einem Collegium einrichteten, und überdem wies er ihnen bedeutende Revenuen an, um die übrigen Kosten zu bestreiten. So groß nun aber auch die Schenkungen waren, welche die guten Patres Boone, Vanhalfenoy, Hessels, Choir und Franqueville — diese erwiesen sich nehmlich bei der Sache besonders thätig — dem reichen alten Manne abzuschwagen wußten, so genügten ihnen dieselben doch nicht, sondern sie hatten es vielmehr auf die Hauptmasse des Vermögens, auf die sechs Millionen selbst abgesehen, und um hiezu zu gelangen, mußte de Boey zu einem für sie günstigen Testamente gebracht werden. Freilich ein schwieriges Unternehmen, denn der alte Herr hatte, wie schon gesagt, sehr viele und sehr nahe Verwandte, und von diesen liebte er mehrere fast so sehr, als wären sie seine leiblichen Kinder gewesen. So insbesondere Maria de Buck, eine seiner Niesen, und zwei seiner Neffen, W. Craebelz und Benedict de Buck, welcher letzterer sogar bei ihm wohnte und von ihm erzogen wurde, während die beiden andern tagtäglich bei ihm aus- und eingingen. Doch die Herren Patres, welchen der Ordensgeneral das Erbschaftsgeschäft mit de Boey aufgetragen hatte, gehörten unter die gewandtesten, scharfblickendsten und intelligentesten des Ordens und somit konnten sie über den Weg, den sie einschlagen mußten, nicht lange im Zweifel sein. Vielmehr sahen sie ein, daß man die Verwandten dem alten Herrn entfremden — daß man sie ihm verdächtig machen müsse, und so ward ihm denn nach und nach der Glaube beigebracht, als ob es den Bettern und Basen bei ihren vielen Besuchen nur darum zu thun sei, nachzusehen, ob's nicht bald ans Erben gehe, das heißt, ob der reiche Ohm sich noch nicht bald zum sterben anschicke. Dieß Mittel wirkte und Wilhelm de Boey ließ sich von nun an vor allen seinen Neffen und Niesen verläugnen, die drei obengenannten Maria de Buck,

W. Crabeels und Benedict de Buck allein ausgenommen. Es stand übrigens nicht allzulange an, so durfte auch Maria de Buck das Zimmer des Oheims nicht mehr betreten, denn es gelang seinen geistlichen Berathern, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß sie einen unsittlichen Lebenswandel führe und seiner näheren Theilnahme nicht werth sei. Eben so geschickt manövrirten die Söhne Loyola's gegen W. Crabeels, indem sie denselben, nachdem sie ihn überredet hatten, als Novize in ihren Orden zu treten, sofort nach Amerika hinüber spedirten und in ein Probehauß im jezigen Staate Missouri einsperrten. Es blieb also nur noch der junge Benedict de Buck zu beseitigen, und zwar so schnell als möglich, da derselbe die ganz besondere Zuneigung seines Oheims genoß und die größte Gefahr da war, daß diese Zuneigung sich wegen des aufgeweckten und liebenswürdigen Benehmens des Knabens mit jedem Jahr des Zuwartens noch steigere. Allein — nur keine Angst, denn der Pater Choir nimmt die Sache in die Hände und da er eine jesuitische Capacität ersten Rangs ist, so wäre es ein Frevel, an einem glücklichen Erfolge zu zweifeln!

Vor allem machte sich der Pater daran, das Vertrauen seines Beichtlings Wilhelm de Boeys im unbeschränktesten Maße zu erwerben und bei seiner außerordentlichen Menschenkenntniß, sowie bei der Geschmeidigkeit seines ganzen Wesens war ihm dieß ein Leichtes. Dann bot er dem alten Herrn seine Beihülfe in der Erziehung des Lieblings Benedict an, und er that dieß mit einem solchen Ausdruck von Herzlichkeit und Gutmüthigkeit, daß der alte Herr natürlich mit allen Freuden einwilligte. Um nun aber den jungen Menschen recht eifrig zum Studium der Sprachen und Realien anhalten und zugleich um ihn von allen schädlichen Einflüssen der bösen Buben Antwerpens fern halten zu können, wurde Benedict fast nicht aus dem Hause glassen, so daß er die natürlichen Freuden des Knabenalters gar nicht kannte. Umgekehrt dagegen sorgte der Pater dafür, die lebhafteste Phantasie des jungen Menschen aufs äußerste zu reizen und ihn durch Abmahnung von den Lüsten dieser Welt, die er mit den glühendsten Farben schilderte, eben recht lüstern nach diesen Lüsten zu machen. Die Folge hievon konnte keine andere sein, als daß dem Knaben, je mehr er sich dem Jünglingsalter näherte, die Zwangsjacke der Abgeschlossenheit, in der man ihn hielt, immer

unerträglich wurde und daß er sich hie und da kleine Ausschreitungen erlaubte, wie sie das Alter, in dem er stand, fast immer mit sich bringt. Statt nun aber dem Jungen das Unstatthafte solcher Excesse, zu denen der Vater meist unter der Hand selbst die Veranlassung gab, liebevoll vorzustellen, tabelte er sie auf's heftigste und, was die Hauptsache ist, vergrößerte sie vor dem bereits altersschwachen Oheim zu wirklichen Verbrechen. Hiedurch entstand nothwendigerweise eine Entfremdung zwischen den beiden Verwandten, denn der Oheim sah in seinem Neffen bald nicht mehr den lieben Vetter, der ihm an Sohnes statt den Abend seines Lebens erheitern sollte, vielmehr einen undankbaren Laugenichts, an dem alle Wohlthaten, die er ihm erwiesen und noch erweisen wollte, total verloren seien, und von der andern Seite floh der junge Benedict die Gesellschaft des Ohms als die eines grämlichen mürrischen Mannes, welcher ihm durch seine übermäßige Strenge alle Freuden des Daseins verbitterte. So stand es im Hause des alten de Boey, als Benedict einmal, nachdem er das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hatte, von der Sehnsucht nach der Außenwelt hingerissen, sein einsames Stübchen verließ, um in Gottes freier Natur sein krankes Gemüth zu erfrischen. Der Zufall führte ihm einige Knaben in den Weg, die seines Alters waren, und bald hatten sie gegenseitig Bekanntschaft unter einander geschlossen. Die junge Gesellschaft nahm ihren Weg nach einer vor der Stadt gelegenen Kapelle, in welcher zur Zeit ihrer Ankunft daselbst weder ein Küster noch irgend eine andächtige Seele anwesend war. Den Knaben stand also Alles, die Sakristei, die Orgel und der Altar mit den hinter denselben aufgestellten Heiligenbildern zur ungestörten Belustigung offen. Unter diesen Heiligenbildern nun befand sich eine Madonna mit silberner Himmelstrone und diese stach den jungen Burschen so sehr in die Augen, daß sie dieselbe für gute Beute erklärten. Benedict selbst nahm keinen Antheil an dem Diebstahle, wagte es indessen nicht, seinen neu gewonnenen Kameraden entgegenzutreten und leistete das Versprechen des unverbrüchlichsten Stillschweigens. Natürlich übrigens wurde die That bald ruckbar und Benedict mußte nicht nur seine Mitschuld zugeben, sondern die eigentlichen Diebe ermangelten auch nicht, ihn als einen der Hauptattentäter zu bezeichnen, weil sie meinten, dem nahen Verwandten

und Erben eines so reichen Mannes, wie der alte de Boey, werde man nicht viel anhaben. Dieß wäre nun auch sicherlich der Fall gewesen, wenn nur — der Pater Choir nicht existirt hätte, allein dieser! Nun er hatte schon seit Jahren auf ein solches Vorkommniß hingearbeitet und er wäre kein ächter Sohn Loyolä gewesen, wenn er es nicht vollkommen ausgebeutet haben würde. Er verfehlte also nicht, dem alten de Boey die Sache so grell als möglich darzustellen; er verfehlte nicht, ihm zugleich die Ueberzeugung beizubringen, daß nur eine recht exemplarische Bestrafung den jugendlichen Dieb von einem Neffen vor der Bahn eines verbrecherischen Lebens bewahren könne; er verfehlte schließlich nicht, den Vorfall, trotz der flehentlichsten Bitten Benedict's, ihn nicht der Schande preiszugeben, da er ja an dem eigentlichen Diebstahl keinen Theil genommen, selbst den Gerichten zur Aburtheilung zu übergeben und dafür zu sorgen, daß sein Zögling von dem Landgericht zu Antwerpen wegen Theilnahme an einem Kirchenraub zu einem Jahre entehrenden Gefängnisse verurtheilt wurde. Dieß geschah zu Ende des Jahres 1834, und der erste Schritt, den jungen Benedict zum Galeerensträfling heranzubilden, war also glücklich gelungen.

Der junge Mensch ward sofort in die Strafanstalt zu St. Bernhard gebracht und was man in einer solchen Anstalt lernt, weiß Jedermann. Um ihn nun auf die verlassene Bahn der Tugend zurückzubringen, ließ ihn sein Oheim nach überstandener Strafzeit auf den Rath des Paters Choir in die Irrenanstalt zu Froidmont einsperren. Er stützte sich dabei auf ein altes Gesetz, das den Verwandten erlaubt, die unverbesserlichen Mitglieder ihrer Familie in eine Curanstalt zu thun. Froidmont war aber eine solch' absonderliche Curanstalt, daß der junge Benedict nach kurzem zum Tollhäußler gemacht wurde und in einem seiner Wahnsinnsanfalle ohne weiteres entsprang. Man fand ihn dann wieder auf der Esplanade in Antwerpen mit einem Stockdegen und abgeschossenem Pistol in der Hand, ein wildes Geschrei ausstoßend und taumelnd wie ein Betrunkener. Er wurde verhaftet, von einem Arzte untersucht und abermals nach Froidmont gebracht, weil er offenbar an Geistesstörung litt; der Pater Choir aber benützte dieses Ereigniß, um dem Ohm verschiedene Jahre später die Ueberzeugung beizubringen, Benedict habe damals im Sinne gehabt, denselben umzu-

bringen, und sei nur durch ein glückliches Ungefähr an dem Attentate verhindert worden. Nach der neuen Verhaftung — im August 1836 — mußte Benedict wiederum ein Jahr in Froidmont zubringen und er wäre wahrscheinlich für Lebenszeit drinn geblieben, wenn er nicht zum zweiten Male Gelegenheit gefunden hätte, zu entinnen. Nachdem er sich aber sofort beim Dhm in Antwerpen gestellt, bat er diesen so inständig, ihn doch nicht von neuem in die Irrenanstalt zu senden, daß dieser endlich einwilligte. Doch was nun mit dem Jungen beginnen, wohin ihn schaffen? Man probirte es mit einem Handlungshause in der Havannah; dort konnte er aber ohne sein Verschulden nicht bleiben. Nun rieth der Pater Lhoir, ihn in Braine-le-Comte beim Schreinermeister Lhoir, seinem eigenen Bruder, die Schreinerei erlernen zu lassen, und da der Herr Pater sich in der Zwischenzeit beim alten de Boey vom Reichtvater und Seelsorger auch zum Geschäftsführer und Intendanten emporgeschwungen hatte, so willigte der Dhm selbstverständlich ein. Benedict mußte also mit dem Beginn seines zwanzigsten Jahres Schreinerlehrling werden; allein durch einen eigenthümlichen Umstand bekam er bald Geschmack an der Arbeit und widmete sich seinem neuen Metier mit so viel Eifer, daß er es in kurzem zu ziemlicher Geschicklichkeit brachte. Er lernte nehmlich hier, in Braine-le-Comte, ein Mädchen mit Namen Katharine Mandfroid kennen und die beiden liebten einander bald so sehr, daß sie sich heirathen wollten. Somit bat Benedict seinen Oheim um dessen Einwilligung und da er inzwischen ein ganz solider Mensch geworden war, so zweifelte er an dieser so wenig, daß er sofort die Möbel zur Aussteuer fertig machte. Dennoch hatte er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn wie konnten die Söhne Loyola's eine solche Heirath zugeben, in deren Folge sein Oheim sich ohne Zweifel total mit ihm ausgesöhnt haben würde? Dann wäre er ja wieder der liebe bevorzugte Nefse geworden und die Aussicht, die sechs Millionen zu erben, hätte für die Gesellschaft Jesu sich vollständig verdunkelt! Demgemäß ward der Schreinermeister Lhoir angewiesen, eine solch verläumderische und ehrabschneidende Schilderung von der armen Katharine nach Antwerpen einzusenden, daß der alte de Boey über das Ansinnen seines Nefsen die Hände über dem Kopf zusammenschlug und sofort den Pater Lhoir beauftragte, dem

Verhältniß ein schnellstes Ende zu machen. Der Pater reiste augenblicklich nach Braine-le-Comte, erklärte dem Benedict, daß ihn sein Oheim enterben werde, wenn er die Katharine nicht vor-derhand fahren lasse, und brachte ihn schließlich nach Tournai zu einem heimlichen Agenten der Gesellschaft Jesu, Namens Philippart. Hier stand Benedict unter der strengsten Aufsicht oder vielmehr er ward beinahe wie ein Gefangener gehalten und namentlich gab man ihm keinen rothen Heller Geld in die Hand. Allein mit je größerer Strenge man gegen ihn verfuhr, um so mehr wuchs die Sehnsucht nach seiner Geliebten und so ergriff er die sich ihm darbietende Gelegenheit, seinem Peiniger Philippart eine kleine Summe Gelds, mit der er nach Braine-le-Comte reisen konnte, zu entwenden, mit beiden Händen. Philippart erhielt durch den Pater Choir sogleich vollständigen Ersatz, ward aber angewiesen zu klagen und in Folge dieser Klage wurde Benedict zu einer abermaligen Correctionshausstrafe in St. Bernhardt, doch diesmal nicht zu einem, sondern zu drei Jahren verurtheilt.

Das war der zweite Schritt zum Galeerensträfling und der dritte sollte nun nicht lange mehr ausbleiben. Nachdem nehmlich Benedict seine Strafe ausgestanden hatte, holte ihn der Pater Choir von St. Bernhardt ab und brachte ihn nach Arlon, abermals zu einem Schreinermeister, indem er ihm zugleich mittheilte, daß der Oheim de Boey noch allzuaufgebracht sei, um den Neffen zu sehen. Benedict arbeitete also auf seinem Handwerke zu Arlon und man war dort mit ihm zufrieden. Nach ein paar Monaten jedoch beschloß er, um doch auch ein Stück von der Welt zu sehen, auf die Wanderschaft zu gehen und auf diesen Wanderungen kam er zuerst nach Preußen, später nach Württemberg, wo er längere Zeit in Arbeit blieb. Zu Ende des Jahres 1842 ging er nach Frankreich, um auch dieses Land kennen zu lernen; weil er aber allda längere Zeit keine Arbeit fand, ließ er sich in den ersten Tagen des Januar zu Grenoble unter dem Namen Vandael in die Fremdenlegion aufnehmen und benachrichtigte hievon sofort den Pater Choir, den er damals noch immer so thöricht war, für seinen väterlichen Freund zu halten. Zum Eintritt in die Legion übrigens kam nicht, sondern vielmehr zu der längst in Aussicht stehenden Galeerenstrafe oder besser gesagt zur Zwangsarbeit im Bagno in Toulon. Er

traf nemlich am 30. Juni 1843 mit zwei übel berüchtigten Subjecten zusammen und da alle drei auch nicht einen Sou Geld besaßen, so machten sie unter sich ab, sich irgendwie welches zu verschaffen. In der Nacht darauf stießen sie auf einen Fuhrmann, hielten ihn an und raubten ihn aus. Der ganze Raub bestand nun zwar blos aus sieben Franken, allein es war deswegen doch ein Raub und als daher gleich darauf die Räuber gefaßt wurden, verurtheilte man sie auch als solche. Benedict erhielt also am 5. Mai 1843 durch den Assisenhof des Departement du Var eine Bagnostrafe von sechs Jahren und ward sofort, aber immer noch unter dem angenommenen Namen Vandael, nach Toulon abgeführt. Sein Schicksal hatte ihn also jetzt ereilt; doch wußte man im Hause seines Oheims nichts davon, sondern man glaubte dort laut der Aussage des Pater Lhoir, er sei mit der Fremdenlegion nach Algier gebracht worden. Ja noch mehr, man glaubte, er habe nicht lange hernach in Afrika seinen Tod gefunden, und diesen Glauben theilte insbesondere auch der alte Boey, ohne daß ihm der Pater Lhoir, trotzdem dieser, wie wir gleich nachher sehen werden, die Wahrheit ganz genau kannte, je widersprochen hätte.

Während nun dieß alles vor sich ging, wurden die Jesuiten insbesondere die Pater Lhoir, Boone und Hesselz in dem Hause des alten de Boey immer heimischer und bald hatten sie es so weit gebracht, daß von den sämtlichen Verwandten des alten Herrn auch nicht ein Einziger mehr dort einsprechen durfte. Vielmehr hatten die Dienstboten Befehl jeden abzuweisen, unter dem Vorwande, der Oheim sei anderweitig beschäftigt oder er liege zu Bette und schlafe; von den genannten Jesuiten war aber immer wenigstens Einer anwesend und sie trieben ihre Sorgfalt sogar so weit, daß sie ihn selbst bei Nacht nicht verließen. Natürlich, denn sein Seelenheil lag ihnen ganz außerordentlich am Herzen und eben deswegen sagten sie ihm auch stets in's Ohr: „Wenn Sie Ihrer Familie Ihr Vermögen hinterlassen, so wird alles Unheil, das dieselbe in Zukunft mit dem Gelde anrichtet — und daß sie Unheil anrichten würde, darüber kann bei der Geistesrichtung Ihrer Verwandten gar kein Zweifel sein, — Ihrer Seele zur Last fallen!“ Dennoch scheint der alte Herr nicht so gar eilig gewesen zu sein, ein Testa-

ment zu Gunsten der Jesuiten zu machen, und um also seinen letzten Widerstand zu brechen, überredeten sie ihn zu einer Reise nach Rom, wo er vollständigen Ablass erhalten werde. De Boey, obgleich ein bereits hinfälliger Greis, entschloß sich hiezu und begleitet von zweien der genannten Patres widmete er der Hauptstadt der Christenheit und ihren Hunderten von Kirchen und Klöstern fünfzehn volle Monate. Nachdem er aber so lange gebetet und gewallfahrtet und zwar mit einem Kostenaufwand an Geschenken für den Pabst und an die Heiligen für mehr als 200,000 Franken, kam er doch zur Ueberzeugung, daß sein Seelenheil gefährdet sei, wenn er die Gesellschaft Jesu nicht vor seinen Verwandten begünstige, und so wurde endlich das große Ziel erreicht, welchem die Söhne Loyolä so viel Zeit, Mühe und Nachdenken geopfert hatten. Kurz nach der Rückkehr von jener beschwerlichen Reise nach Rom am 25. Febr. 1850 starb Wilhelm de Boey und richtig — die Patres Hessel und Boone waren ihm in den letzten acht Tagen nicht von der Seite gewichen — fand sich ein Testament vor. Nach demselben erhielten sämmtliche nähere Verwandte, ihrer achtzehn im Ganzen, mit alleiniger Ausnahme von Benedict de Buck, welchen Wilhelm de Boey für todt hielt, Legate im Betrag von zusammen etwa 35,000 Frank's und zugleich wurden ihnen bis zu ihrem Tode Jahresrenten von demselben Umfang gesichert; das ganze übrige kolossale Vermögen aber erhielt dem Namen nach der Advocat Valentyns, ein Affilirter der Gesellschaft Jesu, welcher es sofort, so bald er es übernommen, der genannten Gesellschaft übermachte. Valentyns, welchen de Boey früher gar nicht gekannt hatte und der drei Tage vor dem Tode des Genannten zum ersten Mal dessen Haus betrat, war also nur ein fingirter Erbe, um die Beschränkungen zu umgehen, welche der directen Vererbung an die Jesuiten gesetzlich im Wege standen, und die Söhne Loyolä's machten auch kein Hehl daraus, daß sie das Erbe bekommen hätten. Im Gegentheil erbauten sie sofort von demselben das prächtige Collegium in Antwerpen, das sie noch besitzen, und höchstens bescheideten sie sich soweit, daß sie, wenn man sie fragte, wie hoch sich das Erbe belaufen habe, mit sanfter, demuthsvoller Stimme erwiederten: es sei nicht so bedeutend, als die Sage im Publicum es mache.



Die Jesuiten hatten also ihren Zweck erreicht und die Verwandten des reichen alten Mannes waren um ihr natürliches Eigenthum betrogen. Auch lag dieser Betrug so offenkundig am Tage, daß sich ganz Antwerpen darüber entrüstete und die so schwer Verletzten von vielen Seiten ermuntert wurden, Klage zu erheben, damit das offenbar erschlichene Testament umgeworfen werde. Sie thaten es aber nicht und konnten es auch nicht thun, indem das besagte Testament die Klausel enthielt: daß bei dem geringsten Versuche der Verwandten, dasselbe anzufechten, diese der ausgesetzten Legate verlustig sein sollten. „Da mir — so hieß die besagte Klausel — die Eintracht und das gute Einvernehmen meiner Familie am Herzen liegt, und da ich jeden Proceß und Streit vermeiden will, so verordne ich und setze fest, daß jeder einzelne Legatär sich vollständig auf die Ehrlichkeit meines Universalerben zu verlassen und demselben Folge zu leisten hat, und wenn Einer allein oder Mehrere von ihnen, welchen durch gegenwärtiges Testament ein besonderes Legat oder eine Pension ausgesetzt ist, irgend einen Streit anfienge, oder einen Proceß gegen meinen Universalerben anstrenge, oder sich überhaupt eine Handlung erlaubte, zu dem Zweck, die Gültigkeit meines gegenwärtigen Testaments anzutasten, so setze ich für diesen Fall fest und verordne, daß die Person oder die Personen, welche dieses versuchen sollten, aller Rechte verlustig sein sollen, welche sie auf eine Pension, auf ein besonderes Legat, oder auf irgend einen Vortheil haben oder geltend machen könnten.“ Also stand wörtlich im Testamente zu lesen und wie hätte nun der Eine oder der Andere der mit Legaten bedachten Vettern und Basen es wagen mögen, klagend gegen die Jesuiten aufzutreten? Oh, sie waren klug, die Söhne Loyolä und wußten ihren Raub auf jede Weise zu sichern!

Doch siehe da, in einiger Verlegenheit befanden sie sich doch und zwar in keiner ganz kleinen, denn es lebte ja auch noch ein anderer Verwandter des verstorbenen reichen Mannes, welcher kein Legat bekommen hatte, und der also, weil ihn die eben angeführte Klausel nichts anging, das Testament anfechten konnte. Dieser Verwandter aber war kein anderer, als Benedict de Buck, welchen Wilhelm de Boey dereinstens so sehr liebte, daß der Pater Choir es für nöthig fand, denselben durch die verdächtigsten Ränke und

Berührungen moralisch todt zu machen. Ja den er sogar trotz seines besseren Wissens körperlich sterben ließ, nur damit sein Oheim ihn auf ewig für verloren halte und nicht in Erinnerung an die alte Liebe zu seinen Gunsten testire! Ich sagte: „trotz seines besseren Wissens,“ denn Benedict hatte sich, so bald er ins Bagno eingesperrt war, sogleich an den genannten Pater gewandt, und ihm nicht nur alles bisher Vorgefallene genau erzählt, sondern ihn auch um seine Vermittlung beim Oheim angesprochen. Doch wenn er nun auch lebte, dieser Benedict de Buck, brauchte denn die Gesellschaft Jesu deswegen Angst vor ihm zu haben? Mein Gott er war ja auf neun Jahre (die ursprünglich auf sechs Jahre bestimmte Strafe wurde um drei weitere verlängert, weil er gewalthätige Fluchtversuche machte) ins Zuchthaus gesprochen, und also so zu sagen ein für die Welt verlorener Mann. Ueberdem wußte in seiner Heimath kein Mensch etwas davon, daß er noch lebe, und es stand also nicht zu befürchten, daß sich irgend Jemand seiner annehme. Was brauchte man also, um dieß zu wiederholen, Angst vor ihm zu haben, besonders auch da nicht leicht Jemand von seiner Existenz Kunde bekommen konnte, weil er im Bagno den angenommenen Namen Vandael führte? Dennoch beschloß die Gesellschaft Jesu so vorsichtig als möglich zu Werke zu gehen, und der Pater Choir, der es bisher so gut verstanden hatte, ihn dahin zu bringen, wohin ihn der Profit der Jesuiten haben wollte, durfte ihn keinen Augenblick lang aus den Augen lassen. Dieß that er auch nicht, sondern er setzte sich vielmehr augenblicklich in Briefwechsel mit ihm und suchte ihn durch kleine Unterstützungen, die er ihm zukommen ließ, auf dem Glauben zu erhalten, daß er, der Pater, immer noch sein, des Sträflings, wohlmeinender und so zu sagen einziger väterlicher Freund sei. Diese Wirkungen hatten die besagten Geldsendungen auch in der That (Benedict erhielt, seinem eigenen Geständniß gemäß, nach und nach 740 Franken; doch unterschlug der Gefängnißwärter davon mehr als die Hälfte), und als demnach im Herbst 1849 der Pater von dem Gefangenen ein genaues, freies und herzliches Bekenntniß aller seiner begangenen Fehler, Sünden und Gesetzesüberschreitungen verlangte, um damit den erzürnten Oheim zu besänftigen, gieng Benedict sogleich darauf ein. Der Pater erhielt also schon im

November die verlangte schriftliche Generalbeichte und wer war nun froher als er? „Jetzt,“ jubelte er in seinem Innern, „jetzt, Freund Benedict, wage es, dich nur zu mühen! Jetzt probire es einmal, mich und meine Ordensbrüder wegen Erbschleicherei zu verklagen! So bald du dieß thust; ja so bald du nur Miene machst, es zu thun, so übergebe ich das Bekenntniß deiner Uebelthaten ohne Rücksicht auf das Beichtgeheimniß der Justizbehörde und vernichte dich unter dem Gewicht deiner Schande!“

Inzwischen hegte Dhoir, wie es scheint, immer noch Hoffnung, es werde nicht zu diesem Aeußersten kommen, sondern Benedict, der nicht die festeste Gesundheit hatte, vielmehr sein Leben im Bagno lassen, und eben deswegen zeigte er demselben nicht einmal den Tod seines am 25. Februar 1850 verstorbenen Oheims an. Im Gegentheil schickte er ihm auch nachher noch Geld und that, als ob dieses von de Boey käme. Endlich jedoch als der Tag der Befreiung immer näher trat, hielt er es für nothwendig, dem Gefangenen von diesem Tode Eröffnungen zu machen, dieweil die Sache ja doch in kurzem herauskommen mußte, und zu gleicher Zeit beauftragte er den Gefängnißcaplan, ihm im Namen der Gesellschaft Jesu eine Leibrente von 1200 Frankz jährlich anzubieten, falls er dafür allen weiteren Ansprüchen entsagen würde. Mit diesem seinem Angebot jedoch fiel er glänzend durch, denn endlich, endlich giengen dem Benedict de Buck, als er hörte, daß er im Testamente seines Ohms als ein Todter ganz übergangen worden sei, die Augen auf und er sah nun ein, welche Art von Freund er an dem Pater Dhoir besitze. Sofort ergriff ihn eine furchtbare Wuth und er verwarf nicht nur das Zwölfhundertfranken-Angebot mit Verachtung, sondern schwur sogar hoch und theuer, daß er ganz gewiß an Pater Dhoir, der ihn so schändlich hintergangen, sowie an den Antwerpener Jesuiten überhaupt seine Rache nehmen werde. Dieß alles aber schrieb der Gefängnißcaplan — Van Hammée war sein Name — dem genannten Pater nach Belgien und somit war dieser auf alles gefaßt.

Endlich im Herbst 1852 wurde Benedict de Buck nach Er-  
stehung seiner neun Jahre aus dem Bagno entlassen und augen-  
blicklich machte er sich nach Belgien auf den Weg, um den Pater  
Dhoir aufzusuchen. Er traf ihn am 20. October 1852 zu Mons

und verlangte sofort gebieterisch die Herausbezahlung des ihm an der Hinterlassenschaft des Ohms gebührenden Antheils. Dieser herrische Ton machte jedoch gar keinen Eindruck auf den Pater, sondern verächtlich griff er in die Tasche und bot dem Andern, wie einem Bettler, ein Bankbillet von hundert Franken. „Das sei alles, was er für ihn thun könne,“ setzte er mit Achselzucken hinzu, „sollte aber de Buck es sich einfallen lassen, mehr zu verlangen, so dürfe er auf ewige Schmach und moralische Vernichtung zählen.“ Ein solches Betragen machte natürlich den um sein Erbe betrogenen Menschen ganz wüthend und so gab eine Drohung die andere. Endlich zog de Buck eine Pistole hervor, ließ sich dieselbe aber, ohne sie loszuschießen, von dem Pater und einigen demselben zu Hülfe kommenden Männern mit Leichtigkeit aus der Hand reißen und setzte sich auch nicht zur Wehre, als ihn diese Männer auf den Befehl Choirs der Polizei übergaben. Der Arme — jetzt wars abermals um ihn geschehen! Als bald nehmlich machte der Pater eine Klage wegen versuchten Mords gegen ihn anhängig und legte zugleich das umständliche schriftliche Sündenbekenntniß Benedicts vor, um die Richter desto heftiger gegen den Beklagten einzunehmen. Sie ließen sich auch wirklich dahin bringen, wo ihr Freund, der Jesuitenpater, sie haben wollte, und da man bei Benedict unseliger Weise noch verschiedene Handwerkszeuge, die man als Diebsinstrumente bezeichnen konnte, obwohl sie nur Schreinerwerkzeuge waren, nehmlich eine Säge, eine Feile, einen englischen Bohrer, eine Art Dolchmesser u. s. w. fand, so verurtheilte ihn der Brüsseler Appellationsgerichtshof am 16. April 1853 wegen Landstreicherei, Führung von Waffen, und verbotenen Instrumenten zu zehn Jahren Gefängniß und nachheriger zehnjähriger Polizeiaufsicht. „Nun klage uns der Erbschleicherei an!“ lachte der Pater Choir mit teuflischer Freude, als sein Opfer ins Zuchthaus nach Wilvorde abgeführt wurde; denn er glaubte natürlich, daß der Gefangene diese neue Strafe unmöglich aushalten könne.

Er hielt sie aber aus, und sogar noch sechs Monate dazu, welche ihm der Gerichtshof von Brüssel wegen versuchter Entweichung zuerkannte. Er hielt sie aus, die zehn ein halb Jahre Zuchthaushaft und war sogar geistig so wenig gebrochen, daß er alsobald, nachdem man ihn am 13. October 1863 entlassen hatte,

den schon lange beabsichtigten Prozeß gegen die Plünderer der seiner Familie zustehenden Hinterlassenschaft anstrengen konnte. Aber siehe da, plötzlich wurde er auf die Klage der Antwerpener Jesuiten hin, er habe ihnen schriftlich mit dem Tode gedroht, abermalen verhaftet und vor den Schwurgerichtshof der Provinz Brabant gestellt. Den verfloffenen September nemlich hatte Herr Friedrich Bossaert, der Provinzial des Jesuitenordens für Belgien, aus dem Zuchthause von Bilvorde einen die Unterschrift „Benedict de Buck“ führenden Brief erhalten und in diesem Brief wurden nicht nur die Jesuiten, namentlich der Provinzial Bossaert und die Patres Choir und Hussels, geradezu beschuldigt, ihn, den Benedict de Buck, um sein Erbe bestohlen zu haben, sondern es standen auch harte Drohungen darin, untermischt mit den gefährlichsten Schimpfreden. „Ich sage es Ihnen ausdrücklich,“ schließt der Brief wörtlich, „daß, wo ich auch sein mag, ich niemals auf meine rechtmäßigen Ansprüche verzichte. Die Schuldigen, wo sie auch sein mögen, verbergen sich vergebens; ich werde sie schon zu finden wissen, denn ich habe nicht mehr viel zu verlieren. Lassen Sie es sich gesagt sein!“ Diesen Brief nun legte der Provinzial den Gerichten vor, und verlangte, daß Maßregeln getroffen würden, den de Buck an der Ausführung seiner Morddrohungen zu verhindern; die Staatsbehörde aber ließ sofort den Brief durch Sachverständige prüfen, ob er wirklich von de Buck herrühre, und da diese die Handschrift für die seinige erklärten, so wurde natürlich die Verhaftung des Briefstellers so wie seine In-Anklage-Verfegung verfügt. Doch de Buck legte Protest ein gegen die wider ihn erhobene Anklage, und läugnete auf's bestimmteste den Drohbrief geschrieben zu haben. „Derselbe sei vielmehr — erklärte er mit fester Stimme — ein seine Handschrift künstlich nachahmendes Fabricat der Jesuiten und von diesen zu dem Zwecke erfunden, daß sie, wenn er abermals ins Gefängniß gesprochen und vielleicht auf Lebenszeit verurtheilt sei, für immer und ewig vor ihm Ruhe hätten.“ — Wer hatte nun Recht, er oder die Söhne Loyolas?

Am 13. Mai wurde der Prozeß vor dem brabantischen Schwurgerichtshof zu verhandeln begonnen, und alle Welt strömte herbei, um demselben beizuwohnen. Seit langen, langen Jahren hatte

kein Schwurgerichtsfall so viel Interesse erregt, denn seit langen, langen Jahren stand nichts so Wichtiges auf dem Spiel. Handelte es sich doch nicht sowohl um den armen Benedict de Buck, als vielmehr darum, ob es überhaupt möglich sei, in Belgien, einem der ersten Bollwerke des Jesuitismus, gegen die Gesellschaft Jesu aufzukommen! Handelte es sich doch darum, einen Blick zu thun in die licht-scheuen Geheimnisse jenes furchtbaren Ordens und aller Welt die Niederträchtigkeit seiner Handlungsweise kund zu thun! Und merkwürdig! Nie ist ein Prozeß glänzender zu Ende geführt worden, trotzdem der Staatsanwalt mit aller Kraft seiner Stellung und Beredsamkeit auf ein „Schuldig“ drang, trotzdem er neun Belastungs- und nur zwei Entlastungszeugen vorgeladen hatte; nie feierte die Gerechtigkeit einen triumphirenderen Sieg, trotzdem der Angeklagte, der seit seinem sechzehnten Jahre fast gar nicht mehr aus dem Gefängnisse herauskam, sehr schlecht prädicirt war und der Präsident des Schwurgerichts, Herr de Marbair, ohne Zweifel gar nicht mit Unrecht beschuldigt wurde, ein eifriger Parteigänger der Jesuiten zu sein! Aber dafür hatten auch zwei jugendlich frische Kräfte die Vertheidigung Benedicts übernommen und diese wußten den Schleier des Geheimnisses, das diesen häßlichen Handel deckte, mit so viel Unerforschlichkeit zu lüften, daß die Söhne Loyolä, insbesondere der Pater Choir, bald in ihrer scheußlichen Nacktheit dastanden. Schließlich konnte weder ein Zuschauer noch ein Geschworne mehr darüber im Zweifel sein, daß Benedict de Buck ganz systematisch von Choir zum Dieb und Verbrecher gestempelt worden sei, um das Bubenstück einer großartigen Erbschleicherei vollführen zu können, und als daher nach viertägiger Verhandlung den Geschwornen die Frage vorgelegt wurde, ob Benedict de Buck schuldig sei, dem Bossaert und seinen Genossen mit Mord gedroht zu haben, da lautete die Antwort einstimmig: Nein. So fielen die Söhne Loyola's mit ihrer Klage vollständig durch und Friedrich de Buck erhielt sofort seine Freiheit wieder. Ja noch mehr — Jedermann bemitleidete ihn von nun an als das Opfer jesuitischer Niederträchtigkeit, während die Urheber dieser Niederträchtigkeit als tief gebrandmarkte Heuchler und Erbschleicher, denen keine Handlung zu schustig, so bald es dabei etwas zu fischen gab, dastanden!

Ich habe diesen Prozeß etwas weitläufiger zu behandeln für

nöthig gefunden, weil derselbe ganz dazu angethan ist, uns einen tiefen Blick in die Denkungs- und Handlungsweise der jetzigen Jesuiten zu thun, und weil man aus ihm ersieht, daß die Patres unseres Jahrhunderts sich in Beziehung auf die Liebe zum Gelde um kein Jota gegenüber von denen des 16. und 17. Seculums gebessert haben. Eben so wenig thaten sie dieß in Beziehung auf Reinheit der Sitten, wie ich durch nachfolgendes Beispiel — und solcher giebt es noch viele Duzende — beweisen werde. In Turin hatten die Söhne Loyola unter dem Titel der „Ignorantelli“ ein großartiges Erziehungsinstitut gegründet und dasselbe stand in einem so hohen Rufe, daß über dreihundert Jünglinge, die sämmtlich den höheren Ständen angehörten, daselbst erzogen wurden. Insbesondere rühmte man die Frömmigkeit, Liebeshenswürdigkeit und Bescheidenheit des Rectors Theoger, und derselbe galt überall als das Musterbild eines vortrefflichen Lehrers und Schulvorstandes. Diese Meinung erhielt sich auch nach der Umgestaltung, welche Italien seit dem Jahre 1859 erhielt, und die vornehme Welt fuhr fort, ihre Söhne den Jesuiten zu übergeben, ohne daß von irgend einer Seite ein Mißtrauen entstanden wäre. Nun traf sich, daß ein General der neuen italienischen Armee, welcher seit längerer Zeit von der Regierung nach Unteritalien geschickt worden war, um dort die bourbonischen Räuberbanden zu bekämpfen, einen Freund in Turin beauftragte, hie und da nach seinem Sohn zu sehen, den er seit Jahren schon in dem Jesuiteninstitut untergebracht hatte, und der Freund kam diesem Auftrag erstmals im Mai 1863 nach. Wie erstaunte aber Letzterer nicht, als ihm in dem besagten Institute Dinge zu Gesicht traten, die er dort nicht vernuthet hätte, und als er sich hauptsächlich auch davon überzeugen mußte, daß die Vorsteher und Professoren der Anstalt den väterländischen Bestrebungen der Regierung geradezu entgegenarbeiteten. Seinen Culminationspunkt übrigens erreichte das Staunen des Freundes, als ihm der Sohn im Verlaufe des Gesprächs ohne irgend welche Umschwelge und Schminke in's Gesicht sagte: „die wahren Räuber sind die königlichen Soldaten und mein Vater ist also nichts als ein Räubergeneral, gleich wie auch Victor Emanuel von Piemont Italien nicht rechtlich erworben, sondern nur wie ein Dieb gestohlen hat!“

Ganz die gleichen majestätsverbrecherischen Ansichten gaben auch die übrigen Zöglinge des Institutes Preis und es war also klar, daß ihre Lehrer und Vorsteher sie zu förmlichen Verschwörern gegen das Vaterland heranbildeten. Solches durfte der Freund nicht verschweigen und er machte sofort dem Justizminister die nöthige Anzeige; dieser aber setzte alsbald, wie sich gebührte, eine Untersuchungscommission ein und befahl derselben, das Institut ganz unversehens und unangemeldet zu visitiren. Es geschah! Aber, mein Gott, was zeigte sich nun? Nicht nur eine erbärmliche Lehrweise, welche jeden gesunden Aufschwung des Geistes als etwas verwerfliches und kezerisches verdamnte, sondern auch eine solch durchgehende und gränzenlose moralische Verdorbenheit, daß den Mitgliedern der Untersuchungscommission die Haare förmlich zu Berge standen. Natürlich wurde das Institut sogleich geschlossen, und gegen die Lehrer und Vorsteher ein förmlicher Prozeß eingeleitet; allein diesem wußte sich der Hauptschuldige, der Vater Theoger, leider durch die Flucht nach Frankreich zu entziehen, und ebenso verschwanden auch einige andere der Lehrer sowohl als der Zöglinge, ohne daß man ihrer wieder habhaft werden konnte. Sie fürchteten sich vor der Strafe, die ihrer wartete, und diese Furcht war auch eine gar wohl begründete, denn solch scheußliche Dinge, wie sie hier im Verlaufe des Prozesses zu Tage traten, hätte man gar nicht für möglich halten sollen. Angriffe auf die Scham — also das, was man Knabenliebe nennt — waren etwas ganz gewöhnliches und die widernatürlichsten Vergehungen wurden nicht nur offen getrieben, sondern auch docirt und als ersprießlich empfohlen. Doch — der Leser muthe mir nicht zu, noch näher in die Details einzugehen, und ich füge daher nur noch bei, daß das Institut natürlich für immer geschlossen wurde, so wie auch daß zwei der Schuldigsten unter den Schuldigen wegen ihrer Flucht frei ausgiengen, daß aber deswegen die Gerechtigkeit doch noch ihre Sühnopfer empfing. Ueberdem beeilte man sich auch, die übrigen Jesuiteninstitute in Italien etwas genauer zu überwachen, und schloß sofort mehrere derselben wie die zu Spoleto, Foligno und Assisi.

Also auch hierin, das ist in der Sittlichkeitsfrage, gleichen



die jezigen Jesuiten denen der früheren Jahrhunderte und eben so auch in der Frage von Mord und Todtschlag. Oder wie? Habe ich dieß dem Leser nicht bereits bewiesen durch die Geschichte vom Sonderbundskriege, dessen ich bei Gelegenheit der Erzählung von der Ausbreitung des Ordens Jesu in der Schweiz Erwähnung thun mußte? Geht dieß nicht noch klarer aus dem Belgischen Aufstande von anno 1830 hervor, welcher die Trennung Belgiens von Holland zur Folge hatte und laut dem unwiderleglichen Zeugnisse der Geschichte zum großen Theil wenigstens ein Werk der Jesuiten und ihrer Freunde war? Gibt hievon nicht auch Zeugniß der polnische Aufstand der letzten Jahre, indem sie dort überall unter der Hand und durch gute Verkleidungen verborgen so lange schürten und hezten, bis endlich das Blut in Strömen floß? Alle diese Dinge müssen dem Leser mehr oder minder bekannt sein und es genügt also einfach daran zu erinnern. Ueberall, wo es ihr Vorthail erheischte, predigten sie, wie früher, so auch jetzt noch Mord und Todtschlag, Revolution und Empörung; nur hießen sie ihre Empörung, oder die von ihnen veranlaßte Revolution ein Werk der Gerechtigkeit und der Religion, während sie die demokratischen Aufstände als das Resultat der Religionsverachtung und der Nuchlosigkeit in die unterste Hölle verdammt! Es versteht sich übrigens von selbst, daß nicht in sämtlichen Staaten und Allerorten gleich zum letzten Mittel — zu offener Rebellion und zum Bürgerkrieg geschritten wurde; sondern man fand es vielmehr und findet es jetzt noch vielfach für nöthig, da oder dort piano aufzutreten und gleichsam nur mit Kagenschuhen einherzuschreiten. Man muß sich doch vorher erst festsetzen, ehe man zu wirken beginnen kann! Allein so wie man es mit der Zeit so weit gebracht hat, daß man wirklich festsetzt, ei wie verändern sich dann plötzlich die zarten Pfütlein und reißen und zerren an den Beichtkindern, daß diese gar nicht mehr zur Ruhe kommen! Krieg, Krieg, Krieg ist dann die Losung, freilich nicht ein solcher Krieg, wo man gleich mit dem Schwert dreinschlägt, denn so etwas würden die Staatsbehörden nicht leiden, aber ein Krieg mit der Zunge, ein Krieg mit dem Herzen, ein ewiger Hader und Streit mit allen denen, welche den Jesuiten ein Dorn im Auge sind, also absonderlich mit den leidigen Kettern

und Katholischen. Man sehe sich einmal um in den Staaten, in welchen die Jesuiten auch neuerdings wieder Zugang gefunden haben, besonders in Oestreich und den deutschen Staaten. Bis zu ihrer Ankunft lebten die Leute in Frieden und Eintracht mit einander, und aller kirchliche, aller religiöse Hader der früheren Jahrhunderte war verschwunden; jetzt aber — mit dem ersten Auftreten der schwarzberockten Patres ist Krieg und Zwietracht wieder eingekehrt und durch Beichtstuhl, Predigt und Unterricht wird das Duldsprincip als eine Erfindung des Satans bis in die unterste Hölle verdammt. „Da lebt in gemischter Ehe,“ so schildert ein genauer Forscher das jetzige Treiben der Jesuiten in Oberschwaben, und wie da, so verhält es sich gerade auch, wenn nicht noch mehr in Tyrol, in Vorarlberg, in Baiern, in Baden, am Rhein, in Westphalen und an so vielen andern Orten; „da lebt in gemischter Ehe ein glückliches Paar.“ Sogleich tritt der Jesuit heran und flüstert dem katholischen Theil ins Ohr, daß seiner Seele Heil in Gefahr sei! Das schlimme Wort säet Unfrieden und üppig geht die Saat auf. In kurzem herrscht ewiger Krieg im Haushalt und die einst so glückliche Ehe endet mit einer Trennung. Sollte nun ein solches Schauspiel dem Gefühl des Jesuiten nicht wehe thun, da doch jeder Mensch ein Gefühl hat? Oho Gefühl! Das Gefühl des Jesuiten muß sich dem Dienst der heiligen Kirche unterordnen! „Da hat ein Geschäftsmann sein gutes Brod, aber er ist ein Freidenker und scheut sich auch nicht, in diesem Sinne auf seine Umgebung einzuwirken.“ Sofort setzt der Jesuit seine Hebel in Bewegung und warnt alle wahren Kinder der Alleinseligmachenden, mit dem Mann ferner etwas zu thun zu haben, etwas bei ihm zu bestellen oder Waaren von ihm zu entnehmen. Auf diese Art gelingt es, den Mann immer mehr zu isoliren und am Ende verliert er seine ganze bisherige Stellung. Hat nun der Jesuit kein Mitleid mit der armen nunmehr ans Hungertuch gebrachten Familie? Hoho Mitleid! Muß man sich nicht vielmehr freuen, wenn solch' ein Freidenker zu Grunde geht? „Da wohnen Protestanten in einem katholischen Ort in gutem Frieden mit ihren katholischen Mitchristen.“ Dem Jesuiten ist dieß ein Dorn im Auge und wuthentbrannt schildert er den Protestantismus als einen Morast von Gemeinheit und Schlechtigkeit von Luther an bis auf den heutigen Tag. Die

ärgersten Verbrechen bürdet er ihm auf und Dinge werden erfunden, die gar nie vorkamen, gar nie vorkommen konnten. Aber — fürchtet sich denn der Jesuit nicht Sünde vor solcher Lüge, vor solcher Fälschung? Hoho Lüge und Fälschung! In der Alleinseligmachenden allein herrscht Wahrheit, und Lüge und Fälschung ist, was außer ihr steht.

Ich bin zu Ende mit meiner Geschichte der Jesuiten und ich hoffe, der Leser wird sie nun genugsam erkannt haben, die frommen Väter von der Gesellschaft Jesu. Wer sie aber erkannt hat, der weiß auch, daß überall Unheil emporschießt, wohin nur je der Fuß eines Loyoliten getreten; der weiß, daß sie immer noch nichts anderes sind und sein wollen, als die streitende Phalanx, deren Gelübde auf Kezerhaß und Treue gegen die unbedingte Pabstgewalt lautet; der weiß, daß sie in keinem Lande und nie und nimmer den Landfrieden halten, und hätten sie ihn auch mit tausend Eiden beschworen. Doch der Geist unseres Zeitalters ist nicht für den Rückschritt, sondern er ist für den Fortschritt und zwar für den Fortschritt mit der Schnelligkeit des Telegraphen und mit der Ausdehnung der Eisenbahnneze. Haben also die Söhne Loyolä Hoffnung, sich der Menschheit wieder bemächtigen zu können? Sie haben sie nicht, so bald jeder auf seinem Posten steht und für seinen Theil keine Furcht zeigt, der schwarzen Rotte die Zähne zu weisen. Dann bedarfs keiner Verbannung des Ordens von Staatswegen, sondern das Volk selbst jagt ihn von Stelle zu Stelle, bis er endlich auch seinen letzten Zufluchtsanker eingebüßt hat und in sich selbst zusammensinkt als ein der Existenz nicht mehr fähiges Unding.

---

höchsten Verdienste durch er ihm auf eine Weise werden verdient  
 die nur die Verlangen, das die vornehmsten Tugenden, was  
 für sich kann der Zeit nicht ohne der Arbeit sein, der  
 jeder Fälligkeit? Soja Lage aus Fälligkeit, die der Arbeit  
 machen allein versteht Arbeit, aus Lage aus Fälligkeit ist  
 was außer ihr steht.

Ich bin zu Ende mit meiner Geschichte der Tugenden und ich  
 lasse der Leser weiß die nun genugsam erkannt haben die Tugenden  
 über von der Gesellschaft sein. Aber die dort erkannt hat der  
 weise auch das überall haben empfindet, auch nur je der Zeit  
 eines gewissen Grades; der weise hat die immer noch nicht an-  
 dere sind aus kein wollen, als die herrliche Fälligkeit, deren Ge-  
 lübe auf die Arbeit und Tugend gegen die unbedingte Fälligkeit  
 lauter; der weise hat in seinem Lande und nie aus immer  
 den Tugenden haben und haben sie ihn auch mit Tugend über  
 höchsten. Doch der Geist anderer Tugenden ist nicht für den  
 Tugend, sondern er ist für den Fortschritt und zwar für den  
 Fortschritt mit der Beschaffenheit der Tugenden und mit der Aus-  
 dehnung der Gesellschaft. Daher die die Tugend der  
 Tugend über der Tugend weiter Tugenden zu Tugend. Er hat  
 den sie nicht, so bald hat er seinen Tugenden sein aus sein  
 nicht seine Tugend nicht der Tugend Tugend die Tugend zu Tugend.  
 Dann Tugend seine Tugend der Tugend von Tugend  
 sondern der Tugend sagt ihn von Tugend in Tugend die er ene-  
 die auch seine Tugend Tugend der Tugend hat und in die  
 Tugend Tugend als ein der Tugend nicht mehr Tugend Tugend.